3 1761 09702580 3

Psych.
L 797

Entwickelungsgeschichte

der

Seele des Kindes.

Von

J. E. Löbisch,

Doktor der Medizin, Magister der Geburtshilfe, außerordentlichem Professor der Frauen- und Kinderkrankheiten an der Wiener Hochschule und Direktor des ersten öffentlichen Kinder-Kranken- und Impfungs-Instituts.

Wien, 1851.

Verlag der **Carl Haas**'schen Buchhandlung.

Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menschheit noch antreffen.

Friedrich Schiller.

14103
24/7/91
E

Dem

Hochwohlgebornen

Herrn

Franz Güntner,

Ritter des constant. St. Georgs-Ordens von Parma 1. Klasse, Doktor der Medizin, k. k. Ministerialrathe im Ministerium des Innern, emerit. Rector-Magnificus der Wiener Universität, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede ꝛc. ꝛc. ꝛc.

mit vollkommenster Hochachtung

zugeeignet

vom

Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/entwickelungsges00lbis

Vorbericht.

Der Stoff, den wir in diesen wenigen Bogen an dem Auge des Lesers vorüber führen, gehört zu den anziehendsten, welche ein Schriftsteller wählen kann.

Wer stimmt nicht dem Denker bei? — in welchem das deutsche Volk seinen nationalsten Dichter verehrt — wenn er ausruft, daß es Augenblicke in unserm Leben gibt, wo wir der menschlichen Natur in Kindern, blos weil sie Natur ist, eine Art von Liebe, von rührender Achtung widmen.

Wie der Reisende von dem erstiegenen Gipfel nach den anmuthigen Thalgründen, aus denen er herkommt, so wendet von der erreichten Lebenshöhe der Blick des Mannes mit einem Gefühle wehmüthiger Sehnsucht sich den Blumenauen seiner Kindheit zu, die weit getrennt hinter ihm liegt.

Der Zauber der Naturwahrheit, welchen das Studium des Kindes über uns ausübt, verbindet sich mit lieben Erinnerungen an eine schöne glückliche Zeit, die uns stets das Theuerste bleibt.

Aber so groß das Interesse ist, welches der vorliegende Gegenstand insbesondere für Eltern und Erzieher, für den Arzt und Psychologen, überhaupt für jeden Freund der Kindheit haben muß; so groß sind andererseits die Schwierigkeiten, die dem Bearbeiter desselben entgegen treten, und freilich nur Männern vollkommen klar werden, in welchen Wissenschaft, Erfahrung und Humanität sich wechselseitig die Hand reichen; nur solche können denn auch das Ganze nach seinem innerlichen Werth beurtheilen, da sie allein in dieser Sache competent sind.

Uebrigens bieten wir dem Leser die folgenden Blätter nicht als ein ausgeführtes Detailbild, sondern als andeutende Umrisse, die zwar auf den Gang der Seelenentwickelung im Kinde hinweisen, keineswegs aber den unerschöpflichen Gegenstand erschöpfen sollen. Denn das große Orakel der Natur, obwohl immer Eines und sich selber gleich, gibt sich fast in jedem Kinde auf eigene Weise kund.

Geschrieben im September 1850.

J. E. Löbisch.

Einleitung.

Unmerklich, aber entschieden, entwickelt sich die Seele vom ersten Momente an, da das Kind das Licht der Welt erblickt.

Nur nach und nach treten die Aeußerungen des Seelenlebens auseinander, welche wir als verschiedene Seelenvermögen auffassen, deren Vereinigung und Mischung die Beschaffenheit des Geistes und Gemüthes ausmachen, wozu aber die Grundlage, der erste Anfang, schon im Mutterschooße muß vorausgesetzt werden.

Der gespannten unermüdeten Aufmerksamkeit gelingt es wohl, die Seele des Kindes, in so fern sie sich in ihren Wirkungen äußert, so daß sie, wie die Knospe die Blätter, Eine Eigenschaft nach der andern entfaltet, wobei jedoch durch das Niedere überall schon das Höhere blickt, wenigstens einigermaßen zu belauschen, ob nun gleich ihre innere Thätigkeit, die dunkle Werkstatt ihrer geheimen Kräfte, für das kurze Menschengesicht in ewig unbegriffener Weise und nur dem allein klar ist, welcher Himmel und Erde gemacht hat.

Der Kreis der Menschheit ist nun einmal unser Antheil und der Umfang, worin alle unsere Ansprüche eingeschlossen sind.

Wir sehen zwar Erscheinungen — Veranlassungen — Mittel — aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst und wie sie im Verborgenen wirken — über diesem Allen hängt der heilige Schleier der Natur, den keine sterbliche Hand je gehoben hat.

Man geht indeß so weit man kann, wenn weiter zu gehen nicht möglich ist.

Die Seele des Kindes, indem sie immer mehr und mehr entwickelt und in Thätigkeit gesetzt wird, erwacht durch die innern Antriebe und den vollen Gegensatz der Außenwelt. Sie erwacht endlich aus dem instinktmäßigen Zustande, bis sie allmählig zum klaren Tag des Bewußtseins, als des eigentlichen unmittelbaren Wissens, und der Selbstbestimmbarkeit übergeht.

Die ganze Vollkommenheit des Menschen besteht in Fähigkeiten, welche gleichsam in einander gewickelt im Schooße der Seele liegen, und Zeit und glückliche Einflüsse nöthig haben, um zur Wirklichkeit hervorzublühen.

Es wird allerdings erfordert, daß man die Natur des Kindes *insbesondere* in's Auge fasse, um nicht über dem Menschen *überhaupt* das Kind zu vergessen.

In dem Kinde ist die *Anlage* und *Bestimmung*, die *Möglichkeit* einer nicht zu berechnenden Höhe der Entwickelung, in dem Erwachsenen die *Erfüllung* dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt.

„Das Kind ist uns daher", wie Schiller eben so schön als richtig bemerkt, „eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keineswegs die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deßwegen ein heiliger Gegenstand sein, ein Gegenstand nämlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet." —

Das Kind lebt in völliger Einheit mit der Natur, da, was die unendliche Kraft in ihm geschaffen, noch rein und unverdorben ist.

Das Alter der Kindheit ist vorzugsweise ein Zustand der Entwickelung, welche das Schwungrad des Lebens, wodurch die körperlichen und Geistes-Kräfte dem Ziele ihrer relativen Vollkommenheit zugetrieben werden.

Alles, was in dem ganzen weiten Umkreise der Natur entsteht, ist dem großen unabänderlichen Gesetze der Zeitfolge unterworfen. So entwickelt sich denn auch das Kind nach dem innern Typus seiner Natur, so daß sich der Spielraum seiner Kraftäußerung immer mehr und mehr erweitert.

Die Entwickelungsgeschichte des Seelenlebens wird sonach zur Charakteristik desselben im Kinde.

Wir wollen nun also das Kind in psychischer Hinsicht zum Vorwurf nehmen und, in so weit es sich immerhin thun läßt, alles das auseinander legen, was in den verschiedenen Perioden, die Entwickelung der Seele betreffend, dem Forschblicke des Beobachters sich darbietet.

Es lassen sich denn drei verschiedene Momente oder Stufen unterscheiden, welche das Kind nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchläuft, um den ganzen Kreis seiner Entwickelung zu erfüllen.

Da es aber in der Natur keine scharfen Grenzlinien gibt, so ist es nicht immer möglich den Anfangspunkt einer Entwickelung genau anzugeben.

Wir müssen also im Allgemeinen die Perioden festhalten und das Einzelne besprechen, so wie es beiläufig während derselben in die Erscheinung tritt, wobei Wiederholungen nicht selten unvermeidlich sind.

Das Alter der Kindheit begreift folgende Perioden unter sich: 1. Das Säuglingsalter, welches die Zeit von der Geburt bis zu Ende des neunten Lebensmonats umfaßt; 2. das Kindesalter im engern Sinne des Worts, das mit dem Ablauf des Säuglingsalters eintritt und bis zum siebenten oder achten Jahre dauert; und endlich 3. das Knaben- und Mädchenalter, welches vom siebenten oder achten Lebensjahre bis zum fünfzehnten oder sechzehnten reicht.

Und so wollen wir denn der Sache näher rücken.

Erste Entwickelungsperiode.

In Schlafes Armen wird das Kind zur Welt geboren.

Mit dem Momente, wo es nun aufhört, ein Theil der Mutter zu sein, geht in seiner Natur, nachdem diese früher schon hinlänglich vorbereitet worden, eine plötzliche Metamorphose vor.

Durch den ungeheuren Gegensatz der Außenwelt gegen den geheimnißvollen Mutterschooß, und durch die Erschütterung des ganzen Organismus bei der Geburt, indem die in die Lungenflügel eindringende Luft und der Reiz der allenthalben einwirkenden Atmosphäre ein neues Leben aufhauchen, wird die schlummernde Seele einigermaßen wach gerufen.

Das Kind hat also Athem, Leben, Seele. Mit dem Gefühle des Lebens wird auch die Seele rege. Das Lebensgefühl bezieht sich bei dem Wechsel äußerlicher und innerlicher Eindrücke als eigentliches Gemeingefühl auf das Dasein überhaupt, so wie insbesondere auf die Art seines Zustandes, d. i. in so fern diesem die Empfindung, welche also erweckt wird, angemessen oder entgegen ist, und demnach Behaglichkeit, Unbehaglichkeit oder Schmerz entsteht.

Auf diese Weise bewegt sich das Gemeingefühl, durch welches das Innewerden des eigenen Körpers zu Stande kommt, im Kreise des Angenehmen und Unangenehmen. Das Gemeingefühl herrscht denn auch im Anfange des Säuglingsalters vor.

Allmählig jedoch erwachen die Sinne, wodurch die Gegenstände der Außenwelt wahrgenommen, und je nach ihrer eigenen Einrichtung verschiedene Eigenschaften der Dinge erfaßt werden.

Denn jedes Sinnesorgan ist für eine besondere Wirkungsart der Außenwelt ausschließlich gebildet. Deßhalb nimmt es von den Eigenschaften eines Dinges nur das ihm Verwandte, seiner Organisation Entsprechende auf, indem dieses als Reiz auf das Organ einwirkt, während dasselbe von den andern Eigenschaften nicht afficirt wird.

Der Weg zur Erkenntniß der Außendinge ist dem Kinde zuerst nur allein aufgethan in den Sinnen.

Durch der Sinne Pforten zieht die Welt in die Seele ein.

Die Sinne sind denn auch die Medien, wodurch sich die Seele die Außendinge, wenn ich so sagen darf, daguerreotypirt.

Zwischen den Erscheinungen der Welt, die in die Sinne des Kindes einströmen, und der Seele desselben, welche sich den Sinneneindrücken entgegensetzt, belebt und erhöht sich ihre innerlich bil-

dende Kraft Vorstellungen sich zu schaffen, so daß nämlich die Seelenthätigkeiten in bestimmter Gestaltung auftreten, und die äußern Erscheinungen im Innern wiedergeben.

Nur nach und nach entwickeln sich im Kinde die Sinne, durch den Einfluß ihrer innerlichen Antriebe und der äußerlichen Reize bedingt.

Es wird somit Ein Sinn nach dem andern frei, wodurch das Kind sinnlichermaßen die Welt zu beherrschen beginnt.

Zuerst aber wirken die Sinne blos als Organe des allgemeinen Grundsinns oder Gemeingefühls, aus welchem sie allmählig zu ihrer vollen Wirksamkeit hervorgehen.

Denn sie liegen im Säugling anfangs noch in finstern Banden gefesselt.

Sie verhalten sich daher auch nur passiv, da der äußerliche Eindruck mehr oder weniger überwältigend erscheint.

Somit fühlt vorerst der Säugling nur den Zustand der Sinnesorgane, in welchen sie durch die Außendinge versetzt werden, ohne diese auf irgend eine Art und Weise davon zu unterscheiden. Es erfolgt daher, indem so die Sinne durch die Gegenstände affizirt werden, nur eine Veränderung im Gefühle des Daseins, d. i. eine subjektive, gegenstandlose Empfindung.

Und so regt sich zuerst nur das Gemeingefühl im Kinde, indem es das erste Innewerden überhaupt

ist, und die Empfindung eines fremden Daseins ohne Beziehung des eigenen Daseins unmöglich ist.

Das Kind verhält sich denn auch anfangs nur passiv; die äußern Dinge zerfließen, so zu sagen, im Gefühle seiner selbst, bis Eine Sinnesthätigkeit nach der andern sich entfaltet, und dadurch auch die Geistesthätigkeit hervorgerufen wird, so daß es nur allmählig lernt die Gegenstände von den Empfindungen, welche durch sie erregt werden, und diese vom Gefühle seiner selbst unterscheiden.

Unter den Sinnen — indem sie sich unter die verschiedenen Erscheinungsweisen der Welt dergestalt theilen, daß ein jeder von ihnen einer eigenen Seite der Natur entspricht — dringt der Gesichtssinn nebst dem Fühlsinn am früheſten hervor. Zunächst an diesen entwickelt sich der Gehör- und Geschmacksinn; am längsten unentwickelt bleibt dagegen der Geruch- und Tastsinn.

Die Welt erscheint dem Kinde anfangs noch als ein Chaos, als ein unbestimmtes Ganzes; oder vielmehr sie wirkt auf die Sinne desselben als ein Totaleindruck, als Masse — so das Sichtbare auf das Auge, das Hörbare auf das Ohr u. s. w.

Hat sich aber der Eindruck als Masse in dem einen oder andern Sinnesorgan fixirt, so sondert und scheidet er sich wiederum eben so allgemein und nach einem nothwendigen Gesetze aus, das Sichtbare z. B. als Licht, Glanz, Farbe, Form u. s. w.; der Schall als Geräusch, Stimme, Klang u. s. w.

so daß die Einzelndinge und ihre Eigenschaften wahrgenommen werden.

Zu allererst erwacht im Kinde der Gesichtssinn. Die Augen desselben öffnen sich, so wie es auf die Welt kommt, und tief eingeathmet hat.

Aber in den ersten Tagen seines Daseins dringt durch sie noch kein Strahl des Funkens der Gottheit — der Seele nämlich.

Sie sind daher bedeutungslos und der ganze Ausdruck des Angesichts scheint der des Leidens oder höchstens der Leerheit zu sein. Sie heften sich weder auf äußere Gegenstände, noch schließen sie sich, wenn Körper in gerader Richtung gegen sie bewegt werden.

Der Reiz des Lichts wirkt als ein positiv, man möchte sagen, uneigennützig Angenehmes.

So sehr es allerdings verwerflich ist, den Neugebornen demjenigen Grade des Lichtreizes auszusetzen, welchen nur immer der Erwachsene verträgt, da er sein Auge nur schmerzen und blenden würde, so ist es doch auf der andern Seite keineswegs zuzulassen, daß die Stube des neuen Ankömmlings zu sehr dunkel sei, indem ein mäßiges und gleichförmiges Licht für ihn Bedürfniß, und auch das Auge — des Leibes Licht — nicht für die Finsterniß, sondern für das Licht gebildet ist.

Der Blick oder vielmehr das Auge des Kindes (von einem eigentlichen Blicke kann erst später die Rede sein) sucht schon in der ersten Zeit, bald nach

der Geburt, das Licht und haftet und ruht darin, und findet darin eine Art von wirklichem Behagen.

Zugleich mit dem Gesichtssinn entwickelt sich der Fühlsinn.

Dieser ist über die ganze Oberfläche der Haut, zum Theil aber auch über die Schleimhaut verbreitet, und ist, was die Art seiner Thätigkeit anbelangt, nur passiv.

Von dem Weichen, Geschmeidigen wird er angenehm berührt. — Der Neugeborne findet sich daher behaglich im lauwarmen Bade, dann wieder in trockener Wärme, auf dem weichen Lager und an der Mutterbrust. Bald auch wird seine Haut gegen Auswurfstoffe empfindlich, und zwar dergestalt, daß eine Verunreinigung ihm Unruhe verursacht und ihn sogar im Schlafe stört.

Uebrigens dienen auch dem Säugling ganz besonders die Lippen als Fühlorgane.

Der Gesichtssinn tritt also, wie gesagt, nebst dem Fühlsinn aus dem dunkeln Gemeingefühl am frühesten heraus; denn erst später folgt das Gehör.

Aber sobald die Funktion des Auges beginnt, überhaupt von den frühesten Anfängen der Kindheit an, unterscheidet sich schon der zum klaren Tage des Bewußtseins bestimmte Mensch von dem Thiere, an welchem die mancherlei angenehmen und schmerzlichen Eindrücke sein Leben lang abfließen, wie die chinesischen Schattenbilder an der Wand, ohne daß es je dazu käme, den Mittelpunkt, das Beharrliche, woran

diese wechselnde Folge der Erscheinungen vorüberläuft, als sein Ich zu erfassen.

Das Sichhinwenden nach dem, was nicht unmittelbar zur Stillung eines physischen Bedürfnisses gehört, das interesselose Haften daran, welches den höhern Menschen vom thierischen, und den thierischen Menschen noch von dem entwickeltsten Thiere unterscheidet, zeigt sich schon in der ersten Periode des Kindes.

Nicht Nahrung ist es, sondern Freundlichkeit, was dem Kinde das erste Lächeln entlockt.

Und bringt man, sobald es an der Sinnenbeschäftigung Lust empfindet, Speise und eine glänzende Sache auf seine Nähe, so wird es lieber nach letzterer greifen, während das Thier nur auf das achtet, was seine physischen Bedürfnisse befriedigt.

Der erste aufmerkende Blick des Kindes verräth schon das Höhere — Verstand und Gefühl.

Die Geburt, welche das Kind von der Mutter losriß, die totale Veränderung seiner Existenzweise, die gewaltige Einwirkung von Luft und Licht, endlich die Berührung der zarten Haut, das Athmen und die Veränderung im Blutlaufe selbst; alles das hat, die sämmtlichen Organe auf das heftigste erschütternd, durch die unzähligen Nervenfäden auf das Gehirn gewirkt und die Empfindung hervorgerufen, und zwar, wie natürlich, bei diesem Kampf und Andringen so vieler und mächtiger Einflüsse zuerst eine schmerzliche: die Natur sucht erst sich in's Gleichgewicht zu setzen.

Dieses gelingt durch die Lebenskraft im kleinen Körper selber, wie durch die achtsame Pflege der Umgebenden.

Die Seele wird also zuerst in den Zustand des physischen Schmerzes versetzt, welcher die Empfindungskraft anfällt.

Das ist der erste Stoß, der erste Lichtstrahl in die Schlummernacht ihrer Kräfte.

Mit der Entfernung des Schmerzes tritt dieses selbst als das aufgehobene Unbehagen in das Gemeingefühl; es folgt nun also eine behagliche Empfindung, die Lust nicht mehr zu leiden.

Wie aus der Nacht der Tag, aus dem Schlaf das Wachen, eben so geht aus dem Schmerz die Lust und aus den Sinnen das Licht der Erkenntniß hervor.

Wahrscheinlich mit dem Saugen tritt die erste positive Empfindung ein, nämlich die der eigenen Kraft, freilich wie alles in dieser Zeit in einem Diminutivzustande, welcher, von dem Standpunkte eines Erwachsenen aus betrachtet, ein mikroskopischer heißen könnte.

Ist die Empfindung in Schmerz und Lust anfangs eine blos innerliche, so wird durch die fortgesetzte Bewegung des Saugens, wie durch das Aufschlagen der Augen, wo auf dieselbe Thätigkeit immer dieselbe Befriedigung erfolgt, das erste schwache Wahrnehmen eines äußern Gegenstandes hervorgebracht, womit also die Erkenntniß beginnt und der Keim des Gedankens vorhanden ist.

Auf die Empfindung der Wirkung blos als eines Zustandes folgt die Empfindung eines Einwirkenden, und vielleicht schon zwischen beiden mitten inne mag das erste Begehren gedacht werden, welches unbewußt schon in der ersten Schmerzempfindung lag und allgemach deutlicher hervortritt mit der Wahrnehmung des einwirkenden Gegenstandes, der dem Bedürfnisse abhilft — besonders der Mutterbrust.

Stoße sich Niemand daran, daß wir von einem unbewußten Begehren sprechen. Sprach nicht Kant sogar von blinden Anschauungen, worunter er eben die den bewußten vorhergehenden verstand, welche gleichwohl nicht blos als völlig passiv gedacht werden können, da es ohne Aktivität auch keine Receptivität geben kann.

Wo so viele Fäden zugleich in dem angelegten Gewebe des Lebens durch einander spielen, während sich doch nur Eines nach dem andern sagen läßt, ist bei der Darstellung ein gewisses Ueberspringen unvermeidlich, so daß es immer wieder nachzuholen gibt.

Und so wollen wir jetzt auf das Gemeingefühl hinweisen, aus welchem der Gesichtssinn als ein bestimmter Sinn zuerst hervortritt.

Anfangs zwar sieht das Kind nicht, sondern genießt blos die wohlthuende Reizung des Lichts, indem es die Augen gleichsam automatisch nach dem Hellen wendet.

Doch bald bemerkt man in denselben freie Thä-

tigkeit, so daß sich mit jedem Tage die Seele darin mehr offenbart — das äußere Licht entzündet somit im Kinde das innere Licht.

Das Kind sieht aber zuerst blos in den Glanz des Lichts, gleichsam wie in eine Lichtmasse, ohne Unterscheidung der Umrisse und des Grades.

Ebenso vom Allgemeinsten zum mehr und mehr Besondern fortgehend, tritt nun auch das Gehör hervor, im Durchschnitt zu Ende der ersten oder Anfang der zweiten Lebenswoche.

Während der neue Ankömmling, vom Lichtdurst beseelt, nach jedem Erwachen in ruhiger Behaglichkeit daliegend selber das Licht sucht und es ihm wohlthut, so tritt dagegen der Schall ungesucht und nur störend an sein Ohr.

Das Hören ist zuerst nur ein dunkles Auffassen des Schallreizes.

Das Kind hört denn auch anfangs nicht einmal, sondern wird nur von der Macht der Schallwellen erschüttert, so daß es im Schlafe oder im Wachen zusammenfährt, was allerdings schon bedeutend sein muß, um in der ersten und selbst sogar in der zweiten Lebenswoche seinen Schlaf zu unterbrechen.

Noch später erst zeigt sich der Geschmacksinn, wodurch das Kind in den ersten Wochen seines Lebens wohl schwerlich etwas anderes empfindet, als ein bloßes Gereiztwerden seiner Geschmacksorgane, ohne noch die angenehmen Geschmacksempfindungen von den unangenehmen zu unterscheiden; denn es schluckt anfangs

Chamillenthee oder Rhabarbertinktur ohne alle Zeichen des Widerwillens, wie gewöhnliche Nahrung.

Gegen das Ende des ersten Monats fängt das Kind an den Geschmack der Arzneien von dem der Milch in der Art zu unterscheiden, daß es jenen widerstrebt, indem es z. B. einen widrigen Thee ablehnt, hingegen die Milch oder sonst ein süßes Getränk begierig annimmt, da bei ihm alles Herbe, Bittere, Salzige; Saure das Gemeingefühl der Zunge, als des eigentlichen Geschmacksorgans, unangenehm affizirt, das Milde und Süße aber den Geschmackssinn angenehm erregt, so daß das Kind zwar noch nicht das Süße vom Bittern u. s. w. unterscheidet, wohl aber das Angenehme vom Unangenehmen.

Später noch als der Geschmackssinn schließt sich im Kinde der Geruchsinn auf, da sich das Gemeingefühl desselben erst im zweiten Monat äußert.

So löset sich aus dem Gemeingefühl zuerst das Gesicht ab, welches die äußern Gegenstände als solche allgemach vor die kleine Seele hinstellt; zugleich mit ihm entfaltet sich der Fühlsinn, später das Gehör mit sammt den noch übrigen Sinnen, welche mehr die innere Empfindung der Einwirkung, als die des Gegenstandes selber geben.

Der ganze erste Monat wird in der Regel von diesen Vorbereitungen zur Aufmerksamkeit, zum Innewerden der eigentlichen Kraft, zum Begehren, als dem Keim des Wollens, welches letztere schon viel-

fache Vergleichung und eine gewisse Bestimmtheit der Eindrücke voraussetzt, in Anspruch genommen.

Man findet sich, wenn man dem Gang dieser Entwickelung folgen will, in einer ähnlichen Lage, wie der Logiker, der es unternimmt, den ganzen Mechanismus des Gedankens aus einander zu legen, wo sich bei einer genauen Betrachtung freilich ergibt, daß der Begriff das Urtheil und den Schluß, dessen Element er ist, selbst schon ganz und gar voraussetzt.

Doch ist es nicht anders möglich, als ihn diesen voranzustellen.

So müssen wir von der Empfindung ausgehen, obwohl sie ohne ein gewisses Gefühl des Ich ganz und gar unmöglich wäre. Zu diesem kann es durchaus nicht kommen, ohne den Gegensatz zu einem Aeußern, was ein Aufmerken, ein Vergleichen, ein Beurtheilen und Unterscheiden schlechterdings voraussetzt.

Im Verhältniß der Stärke, der öftern Wiederholung, des Zusammentreffens, der Verwandtschaft und des Contrastes bleiben die Eindrücke tiefer und fester haften; sie geben durch eine unwillkührliche Reproduktion bei dem neuen Erscheinen eines schon dagewesenen Eindrucks dieser eine höhere Lebhaftigkeit, vor der Hand ohne bestimmte Erinnerung, welche aber nach und nach eintritt und zuerst die Einbildungskraft zum Leben ruft, die, wenn die eigene Thätigkeit zum Begehren geworden ist und mit den Bildern in einer gewissen Freiheit spielen kann, zur eigentlichen Phantasie wird.

Aber ehe es zu dieser kommt, hat jene unwillkührliche Reproduktion in der Kraft zugenommen, sich ein festeres Bild zu machen — dessen Festigkeit wieder im Verhältniß zum Vorhandensein ähnlicher Bilder, anderer aber verwandter Art und zur vergleichenden Beurtheilung beider steht — und hat so Gemeinvorstellungen hervorgebracht, welche die Grundlage zum Erkennen der Dinge abgeben.

Alle diese sehr verwickelten Thätigkeiten müssen vorhanden sein, damit das Kind — nicht etwa seine Mutter erkenne, sondern überhaupt etwas unterscheide und fühle, daß es nicht dasselbe mit einem andern ist: das Herausheben des Gemeinsamen, das Abtrennen des Verschiedenen ist dazu durchaus erforderlich.

Das Kind selbst als ein Beharrliches dem Wechsel der einander folgenden Eindrücke gegenüber, gibt wohl die erste Veranlassung dies ganze Gewebe von Thätigkeiten in sein natürliches Spiel zu bringen. Und so ist es denn auch natürlich das Feste im Wechsel, welches das kleine Auge sucht. Die Bewegung zieht durch den Wandel und die Neuheit an, was darin gleich bleibt, interessirt es zu erfassen.

Das Sehen zeigt von der zweiten Woche an zuweilen schon etwas von Aufmerksamkeit; in der folgenden jedoch noch deutlicher und nach Verlauf des ersten Monats ist gemeiniglich das Hinsehen auf Lichtpunkte entschieden.

Das Kind bekommt dabei die Augen immer mehr und mehr in seine Gewalt, und wendet sie daher frei-

thätig von einem hellen Punkt ab, und zu einem andern hin.

Und so hat es also das Kind bis zum zweiten Monate meistens zum zeitweiligen Blicke gebracht. Auf Momente wenigstens blitzt entschieden im Auge Aufmerksamkeit durch; das Bestreben, sich etwas ersichtlich zu machen, liegt ausgesprochen am Tage.

Wenn wir hier den Anfang des zweiten Monats als den Zeitpunkt der eigentlichen Richtung des Auges auf die Gegenstände feststellen, so ist es wohl natürlich, daß dies nur im Allgemeinsten und ohngefähr zu gelten hat, indem auch hier, wie in allem Andern, unendliche Verschiedenheiten bei verschiedenen Kindern vorkommen.

Allmählig wird das Kind nun weniger abhängig vom Lichtreiz; es verhält sich nämlich bei den verschiedenen Graden der Helligkeit willkührlich, indem seine Blicke vom Hellen zum minder Hellen zurückgehen, und es also den Grad des Lichts zu unterscheiden beginnt, eben darum, weil es in seine Macht gegeben ist, den Eindruck schon freier festzuhalten.

Somit erweitert sich denn auch sein Gesichtsfeld, worin es die hellern und minder hellen Punkte unterscheidet; auch achtet es jetzt auf die Bewegung von jenen.

Sein Blick verfolgt daher das bewegte Licht, doch aber so, daß er freithätig zum schwächern Lichtreize zurückkehrt.

Und so kommt das Kind endlich dahin, daß es

einzelne Dinge gegen einander abmarkt und Umrisse kennen lernt.

Das Gesicht ist denn der Sinn, der das Kind, die Zeit des Schlafens ausgenommen, unaufhörlich in Anspruch erhält, und der zugleich durch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Dinge, die durch ihn der Seele zugeführt werden, auf daß sie sich Vorstellungen davon bilde, eine verhältnißmäßige Vernachlässigung der übrigen Sinne bewirkt.

Und auch das ist vom höchsten Nutzen. Ist es doch der allgemeinste Sinn, welcher sich mit allen übrigen verbindet.

Das Gesicht ist der edelste Sinn. Alle andern, selbst das Gehör nicht ausgenommen, geben nur abgerissene, unzusammenhängende Wahrnehmungen, dem Gesicht allein liegt die Welt da als ein zusammenhängendes Ganzes.

Das Gesicht ist der Sinn, welcher den Raum offenbart, und der Raum offenbart die Welt.

Noch mehr. Das Auge, als das Organ des Gesichts, läßt nicht blos durch das Aeußere auf das Innere der Seele wirken, sondern nimmt auch Eindrücke von ihrem Innern an, und strahlt sie von sich.

In dem Auge spiegeln sich denn die Empfindungen ab, für welche die Sprache keinen Ausdruck findet, und die eben so auch in andern können erregt werden.

Aus dem Auge blickt uns der Engel, das Thier und der Teufel entgegen.

Die Seele des Kindes entwickelt sich vor allem im Wahrnehmen einer Außenwelt, die gleichsam vor seinen Augen geschaffen wird, bis es sich selber darin findet. Dies geschieht im gewöhnlichen Zustande desselben hauptsächlich durch den Gesichtssinn.

Im Anfange erscheint ihm der Raum als eine bunte Fläche, in der sich nichts als etwa ein den Sehnerven stark affizirender Eindruck heraushebt.

Nach und nach wird die Veränderung, der Wechsel der farbigen Dinge im Allgemeinen bemerkt; später noch vertieft sich die Fläche, es bildet sich Vorder- und Hintergrund.

Was ebenmäßig am Körper selbst anzuliegen schien, tritt auseinander, der Raum wird eine breite Tiefe; aber unbestimmt bleibt die bald ruhende, bald bewegliche Masse des ihn Erfüllenden.

Endlich und zwar hauptsächlich durch das Tasten unterstützt, welches bald als möglich erscheint, und bald vergeblich versucht wird, wenn nämlich der Gegenstand ferne ist oder entrückt wird, bildet sich eine Art Bewußtsein von Nah und Fern, und dadurch die Unterscheidung der Gegenstände, besonders der nahen, die zurückgehen, und der fernen, die herbeikommen.

Das Hell und Dunkel erleichtert zuletzt die Beurtheilung der Entfernung eines schon bekannten Dinges.

Hat nun der Sinn des Gesichts angefangen auf Formen zu achten und Farben zu unterscheiden, so reizen besonders die bewegten Gegenstände das Kind, weil seine Sehkraft, indem sich der Lichtreiz sowohl, als die Formen durch die Bewegung verändern, immer aufgefordert wird, auf's Neue aufzufassen.

Die Sehkraft wird dadurch noch vielfältiger geübt, so daß das Kind endlich dahin gelangt, die Gegenstände hinsichtlich des Umrisses, der Helligkeit und der Farben genau zu unterscheiden.

Da es nun auch die verschiedenen Grade der Helligkeit in einer und derselben Figur bemerkt, so wird es auf die Unterscheidung von Licht und Schatten geführt, und so wie der Tastsinn hinzutritt, auf das Sehen der Gestalten.

So wie das Kind nun einmal Formen auffaßt, drücken sich denn auch Bilder davon in seine Seele. Sieht es dieselbe Form wieder, so entsteht auch das Bild davon um so leichter, da die Seele schon dazu gestimmt ist. Diese innere Anregung vermehrt den Reiz von dem Gegenstande, das Auge des Kindes weilt hierdurch länger dabei, und es sieht ihn auch lebhafter und deutlicher. Und sucht es alsdann den Gegenstand selber auf, so wird sein Sehen immer mehr wahres Anschauen.

So entwickelt sich der Gesichtssinn in allmähliger Zunahme, da anfänglich das Kind kurzsichtig

ist, und bis zum vierten Monate nur, was ihm zunächst ist, dann erst auch etwas entferntere Gegenstände bemerkt, zur vollen Wirksamkeit, wodurch der Schauplatz der Natur ihm aufgeschlossen und aufgehellt wird.

Indessen bereiten auch die Hände, in sofern sie nicht etwa nach alter Gewohnheit fest an den Leib gedrückt, in die Decke mit eingeschlagen, aller Möglichkeit, dem Kinde Erfahrungen zu verschaffen, beraubt werden, in reger Beweglichkeit den kleinen Fond von Weltkenntniß vor, welcher dem neuen Weltbürger in der nächsten Zukunft zu Gute kommen soll.

Seele und Leib in innigster Verbindung wirken so fortwährend auf einander ein; das Gefühl der Unlust erzeugt eine unruhige Bewegung, welche zerstreuend den Schmerz einigermaßen lindert.

Durch zufälliges Anstoßen u. s. w. entstehen auf dem eben bezeichneten Wege tausend kleine Erfahrungen, die, anfangs isolirt, sich doch endlich an einander schließen.

Sobald es daher zu einer Art von eigentlichem Sehen gekommen ist, stellt sich eine Art von eigentlichem *Greifen* ein.

Das Kind fängt also an von seinen Händen Besitz zu nehmen, diesem kostbaren Schatze der Menschheit, auf dessen Vorhandensein großentheils beruht, was die Menschen vom Thiere unterscheidet.

Zuerst ist es ein Andrücken oder ein Fassen

mit der ganzen oder geballten Hand noch ohne rechten Zweck. Nach und nach haben die einzelnen Finger sich auch dem Kinde schon so weit bemerklich gemacht, daß sich dieser doppelte Schatz der Hände ihm bald verzehnfacht.

Auch hier finden wir den oben hingestellten Gang wieder.

Vom Tasten mit Lippen und Zahnfleisch gelangt das Kind allmählig zum Greifen mit den Fingern, so daß nun zwei Sinne sich gegenseitig unterstützen, und die Hand sich nach dem Gesehenen ausstreckt, und das Auge sich hinwendet, wo etwas den Körper auf ungewöhnliche Weise berührt.

Hat das Kind denn also nach etwas und dann dies selbst gesehen, so fängt es auch an, wie es die Kraft seiner Arme und Hände hat kennen lernen, nach etwas Bestimmtem zu greifen und den gesehenen Gegenstand zu betasten.

Doch fehlt es anfänglich, wie leicht zu erachten, noch an hinlänglicher Uebung.

Denn das Kind streckt im dritten Monate nach Dingen, welche ihm gefallen, die Arme aus, ohne sie eigentlich erfassen zu können; es ist denn auch dies nichts weiter, als ein Sinnbild und Zeichen des Verlangens.

Noch gegen Ende des dritten Monats wird nach den nächsten Dingen und solchen, die ihm in die Hände kommen, gegriffen. Das Kind läßt aber das Angefaßte bald wieder los, indem sich die Finger,

die sich kaum automatisch zusammengezogen haben, allsogleich wieder öffnen, obschon der erfaßte Gegenstand noch festgehalten werden sollte.

Wie die Hände mehr Gelenksamkeit erhalten, und das Kind ihren Gebrauch kennen lernt, strebt es den Gegenstand, den es fallen läßt, wieder zu erfassen, bis es ihn allmählig fester zu halten vermag. Und so erwirbt es denn auch zu Ende des vierten Monats eine Fertigkeit im Ergreifen und Bewegen der Gegenstände, deren es habhaft werden kann und die es gewöhnlich nach den Lippen führt, weil es mit diesen zuerst hat fühlen lernen, und sie ihm noch immer als Fühlorgane dienen.

Lange führt das Kind den Gegenstand, welchen es in den Mund bringen will, bald an die Stirn, bald an das Ohr oder neben den Mund, bis es durch wiederholte Uebung den Weg zum Munde mit Sicherheit finden lernt.

Oft kann man sehen, wie ein Kind nach zufälligen, wenig glücklichen Versuchen, ein Ding lang starr und mit gespannter Aufmerksamkeit ansieht und dann plötzlich den Griff wagt.

Man sieht ihm die Freude an, wenn die Berechnung glücklich war, und die Muskeln, dem Willen folgsam, die beabsichtigte Richtung einhielten.

Es ist ohngefähr, wie ein Scheibenschütze zielt, und sich freut, wenn er das Schwarze trifft.

Alles dies kann man theils aus der Beobachtung der Kinder, theils aus der feststehenden Natur der

Sache eben so gewiß schließen, als Columbus auf einige in Island geholte Thatsachen und die Natur der Sache gestützt die Existenz eines Weges nach Indien durch das atlantische Meer mit Gewißheit behaupten konnte.

Uebrigens erheben hier die Erfahrungen der mit dem grauen Staar Gebornen, denen im Alter des vollen Bewußtseins durch die Operation der Anblick der Welt geschenkt wurde, die Sache in Betreff des Gesichts zur vollen Gewißheit.

Wiewohl das Kind im fünften Monate schon nach Allem greift, so ist dies doch jetzt noch zu unbestimmt und unsicher. Denn es muß, anstatt die Sache gleich anzufassen, mehrmals die Arme ausstrecken, bis es den rechten Ort trifft, und findet es ihn nun einmal, doch mehrere Versuche machen, ehe es die Finger so daran bringt, daß es sie zu erfassen im Stande ist.

Das Kind achtet somit immer mehr und mehr auf neue Gegenstände des Gesichts, und es greift also auch immer zu und fängt dann zu betasten an.

Nun erst nimmt es äußere Gegenstände deutlicher wahr, da es greift, was es sieht, und erblickt, was es anrührt, und durch Wiederholung dieser Thätigkeiten immer als dasselbe wieder erkennt.

Die mit den Fingern anfangs ganz unbestimmt, bei dem Mangel einer klaren Zweckvorstellung gleichsam nur in's Blaue hinein, auf's Gerathewohl, dann aber immer genauer angegriffenen und so begriffenen

Formen werden durch das Wahrnehmen der Farbe, und der Helle oder des Dunkels immer deutlicher, so wie die Gesichtsvorstellung der Gestalt durch die tastende Hand wieder Deutlichkeit erhält.

Die so gewonnenen Erfahrungen bringen ein immer sicherer werdendes Resultat bei der Abschätzung der Richtung, und die in allen diesen Versuchen und bei jeder Bewegung, vor allem aber durch den Takt im Sprechen und Singen gewonnenen Zeitvorstellungen, welche bei dem Versuche, einer Sache habhaft zu werden, wie zum Maßstabe der Aufmerksamkeit vorschweben, geben endlich der Abschätzung des Raumes eine gewisse Sicherheit.

Es braucht sehr lange Zeit, bis das Kind eine richtige Vorstellung vom Verhältniß des Raumes und der Größe hat. Denn es greift vorerst nach Gegenständen, welche viel weiter als die Länge seines Armes entfernt sind, wie nach den nächsten, und wirft kleine Spielsachen in eine Oeffnung, die kleiner ist, als seine Hand, und will sie sodann wieder herauslangen.

Wie das Kind im Sehen und Greifen sich als dasselbe, so fühlt es durch beide Sinne, durch Gesicht und Getast, das Ding als das nämliche.

Die Vorstellung kann, von zwei Seiten aufgefaßt, nun sich leichter mit vielen andern und nach zwei Richtungen hin verbinden, mit ihnen verglichen, von ihnen unterschieden werden; mit Einem Worte, sie gewinnt eine feste Gestalt, wie sie sonst noch lange, lange nicht erlangt hätte.

So unterstützen diese Sinne einer den andern. Aber das Gesicht mit seiner unerschöpflichen Fülle, das tausend Dinge zugleich dem Blicke zuführt, während die Hand immer nur wenig umfassend und gleichsam nur Punkt für Punkt befühlen kann, bleibt der herrschende, dem der Tastsinn dient.

Nun kommt auch das Gehör selbstständig hinzu, welches nach dem Gesichtssinn der vollkommenste der äußeren Sinne ist, und bei steigender Entwickelung der Sprachorgane durch den dem Menschen eingebornen Nachahmungstrieb zur Sprache führt.

Bemerkt man bei manchen Kindern auch schon in der ersten Woche, wohl bei den meisten in der zweiten, daß sie hören, so fehlt doch noch lange alles Interesse am Schall.

Wenn das Kind selbst schreit, so folgt es dem natürlichen Instinkt, und auf das, was umher laut wird, achtet es nicht. Kaum ein ungeheurer Knall möchte es erschüttern, wo wieder schwer zu entscheiden wäre, ob er die Aufmerksamkeit anregte oder ob nur die stärkere Erschütterung der ohnehin so zarten Nerven ein blos mechanisches Zusammenfahren bewirkte.

Der Schall wirkt bis zu Ende des zweiten Lebensmonats blos auf das Gemeingefühl des Gehörs.

Allmählig unterscheidet das Kind den stärkern und schwächern Laut und endlich die Töne.

Erst im dritten oder vierten Lebensmonate bemerkt man schon eigenthümliche Thätigkeit des Gehörs; denn das Kind erkennt schon im vierten Monate die

Richtung, in welcher die Schallstrahlen sein Ohr treffen, indem sich seine Aufmerksamkeit bestimmter in dem Hinhören bei dem Hinsehen zeigt, wo der Schall herkommt.

Die Uebung des Gehörs trägt daher zur Schätzung des Raumes, der Richtung und Entfernung ungemein viel bei.

Während das Kind im Lichte lebend und angezogen vom Sichtbaren durch das selbstthätige Sehen zu bestimmten Anschauungen bereits gelangt ist, und die einzelnen Dinge aufzufassen vermag, beginnt es auch Laute zu unterscheiden.

Anfangs treffen nur die nahen Töne sein Ohr, allmählig aber kommen auch die entfernteren zu seinem Gehör.

Etwa zu Ende des fünften Monats ist zwischen den beiden Sinnen des Gesichts und Gehörs die Aufmerksamkeit des Kindes gleich getheilt; nur ist das Gehör noch am meisten im gereizten Zustande.

Die erste Aufmerksamkeit für das Ohr wird durch das Auge, und die schärfere für das Auge durch das Ohr erregt, und in dieser wechselseitigen Erregung liegt das freie Hinwenden des Kindes gegen andere Wesen mit Interesse für ihre Aeußerungen für Aug' und Ohr.

Die lärmenden Töne machen anfänglich auf das Gehör mehr Eindruck als die melodischen.

Aber sehr bald übt auch der Takt seinen Reiz aus, und schon frühzeitig, zu Anfang des dritten

Lebensmonats, ist der Gesang wohl durch den Rhythmus etwas Beschwichtigendes.

Das Kind wird denn also beim Weinen leichter ruhig und schläft auch eher ein, wenn die Mutter oder wer sonst immer singt. So läßt es sich eben gleichfalls durch sanftes Zureden und bedauernden Ton besänftigen.

So lange das Kind blos alle seine erwachten Sinne beschäftiget haben, beim Gefühl der Langenweile oder einer unangenehmen Empfindung zerstreut sein will, kommt es ihm vor allem darauf an, zu hören, das was, kommt weniger in Betracht.

So oft es einen Ton hört, sucht es mit dem Auge nach dem Gegenstande, und so verhält es sich mit allem, was nicht unmittelbar seinen Leib berührt.

Die Dunkelheit, welche dem Auge plötzlich den Kreis seiner Thätigkeit entzieht, ist dem Kleinen ein schrecklicher Zustand, da er in ihm Furcht erregt; er wird nicht ruhig, bis nicht alles wieder hell vor ihm da liegt.

Das Gefühl der Zunge hat sich indeß auch so weit herausgebildet, daß das Kind nebst dem Dasein des Gegenstandes im Munde nun auch den Geschmack herausfindet. Der angenehme Geschmack wird sehr bestimmt von dem unangenehmen unterschieden, und besonders das Süße mit Vorliebe genommen.

Auch der Geruch ist aus seiner Unempfindlichkeit erwacht, obwohl am spätesten unter allen Sinnen und am gleichgültigsten.

Wie überall, müssen wir auch hier die Zweckmäßigkeit anerkennen. Denn je nach dem höhern oder geringern Grade der Unentbehrlichkeit entwickeln sich mehr oder weniger die Sinne; am letzten, am wenigsten lebhaft derjenige, welcher noch lange ohne merklichen Nutzen für das Kind in diesem Zustande durch ein intensiveres Gereiztwerden nur eine Quelle von Leiden werden könnte.

Nun zu dem Uebrigen. — Gemeiniglich im dritten Monate wird das Lallen des Kindes, die spezifisch menschliche Erscheinung, zuerst bemerkt.

Die im Saugen oder beim Schreien so vielfach geübte Zunge, welche immer auch beim Ruhigdaliegen des Kindes so gern im Munde spielt, macht die ersten Versuche Laute hervorzubringen, die nicht mehr nur die Unlust oder der Schmerz erpreßt, sondern die nun frei mit dem Athmen bei einer behaglichen Stimmung desselben aus der Brust heraufsteigen, und nebst dem Umherwenden der Augen, dem Bewegen der Lippen und der Hände sein erstes Spiel sind und der reinste Ausdruck seiner Menschheit. Dies tritt auch darum gleich nur mit einer wahren Verklärung des kleinen Angesichts ein, und nie ohne einen gewissen höhern Glanz der Augen, welcher schon im Blicken beobachtet wird.

Das Lallen scheint nicht früher zu kommen, als bis das Kind durch freithätige Aufmerksamkeit schon mehrere Gehörvorstellungen gewonnen hat.

Allmählig aber wird es häufiger und mannig-

faltiger, indem es sowohl in der Langsamkeit und Geschwindigkeit, als in der Höhe und Tiefe des Tones wechselt. Durch dieses Spielen mit der Stimme scheint oft auch ein gewisser Ernst hindurch.

Während diejenigen, welche sich mit dem Kinde beschäftigen, auch mit ihm sprechen, lernt es frühzeitig schon Geberden, Mienen und Töne insofern verstehen, als sie die Stimmung des Gemüths im Allgemeinen ausdrücken.

Vernimmt es öfters bei dem Anblicke eines Gegenstandes, oder beim Wahrnehmen einer Eigenschaft oder Thätigkeit einen gewissen Laut, so folgt denn ganz natürlich, daß durch das Hören desselben Lautes die Vorstellung desselben Gegenstandes hervorgerufen wird. Auf diese Weise lernt es bestimmte Worte nach ihrer Bedeutung verstehen, und zwar vor allem die Namen von Personen und Dingen, was zum Theil schon im fünften oder sechsten Monate der Fall zu sein pflegt. Erst später lernt es die Bedeutung der Zeit- und Eigenschaftswörter kennen; außerdem bleibt ihm noch alles, so wie die zusammenhängende Rede ganz und gar unverständlich.

Im vierten oder fünften Monat beginnt das Kind seine Mutter, die nächsten Personen der Umgebung bestimmt zu unterscheiden.

Im fünften oder sechsten Monate unterscheidet es fremde Stimmen; aber schon weit früher horcht es einem Kinderliedchen, da es davon angenehm berührt wird, und lallt seine innere Behaglichkeit in an-

fangs monotonern, später immer mannigfaltiger werdenden Tönen aus.

Die Phantasie, vorerst als reproduktive Einbildungskraft, besteht im freien Spiel mit den Vorstellungen des Abwesenden; sie setzt darum die Erinnerung voraus. Zu dieser aber gehört, daß Eindrücke mit überwiegender Lebhaftigkeit aufgenommen werden, um sich aus den übrigen hervorzuheben, und sich gegen das Andringen der wirklich vorhandenen zu behaupten. Dies letztere aber würde unmöglich, wenn sie nicht aus der verschwimmenden Masse abgegrenzt herausgefaßt würden; kurz, es gehört dazu, wenn auch lange kein Begriff, doch das diesem vorhergehende Analogon eines Gemeinbildes, worin die Haupttheile des Eindrucks, nicht gar zu sehr mit den unwesentlichen Nebentheilen verschmolzen, zur Einheit verbunden sind.

Eine Ausnahme von dieser nothwendigen Bedingung dürfte nur bei eigentlich einfachen Eindrücken, wenn diese eine hinlängliche Lebhaftigkeit erlangen, Statt finden, die natürlich blos aufgefaßt werden können.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zur Entwickelung der Phantasie zurück.

Daß diese nicht sogleich wirken kann, ist aus dem eben Gesagten unmittelbar klar.

Von einem sich nach etwas Bestimmtem Umsehen und Suchen mit den Augen, worin sich das Gedächtniß unzweifelhaft ausspräche, kann lange keine Rede

sein. Auch wäre es in den ersten Monaten schwerlich mit Sicherheit zu erkennen.

Freude beim Wiederanblick eines Gegenstandes, wie z. B. der Mutter, setzt noch weit mehr ein sehr vielfaches Erkennen und Verbinden von Vorstellungen voraus.

Aber als ein unwidersprechlicher Beleg für das Vorhandensein von so viel Gedächtniß, als zu zufälligen Phantasie-Verknüpfungen nothwendig ist, erscheint der Traum, der meistens im vierten Monate beobachtet wird, obwohl er auch oft schon im zweiten, spätestens im dritten Monate bemerkt werden kann.

Das Kind macht daher im Schlafe zuweilen Saugbewegungen mit den Lippen, weil ihm die Vorstellung von der Mutterbrust vorschwebt; es träumt also vom Saugen.

Der erste Genuß an des Lebens Mahl ward ihm an den Brüsten seiner Ernährerin. Und somit sind es auch diese, welche ihm im Schlafe als erstes Traumbild erscheinen.

Selbst ein bloßer Schrei im Schlafe, wo keine physische Ursache vorliegt, würde wenigstens ein freies phantasiemäßiges Vorschweben irgend eines Gedächtnißbildes beweisen.

Ein sehr entschiedenes Kennzeichen, daß ein Kind schon eine kleine Erfahrung, wozu eine verhältnißmäßige Entwickelung von Verstand, Gedächtniß, ja eine gewisse Voraussicht und darum auch Phantasie gehört, ist, wenn es bei den Vorbereitungen zur Ab-

hilfe seiner Bedürfnisse sich etwas beruhiget, oder wenn es gar bemerkt, daß ihm sein Schreien nichts hilft, und nach einer gewissen Zeit aufhört. Beides kann man im dritten oder vierten Monat schon wahrnehmen.

Doch muß bei solchen Beobachtungen Rücksicht genommen werden, einerseits auf die eigene Thätigkeit des Kindes bei der Veränderung, wenn Andere sich mit ihm beschäftigen, theils bei dem zweiten Punkte auf die Ermüdung, die nach einer verhältnißmäßigen Anstrengung eintritt.

Wirklich würde das Aufgeben des Schreiens, als eines nutzlosen Beginnens, schon die Berechnung der Zeit voraussetzen.

Diese aber ist auf jeden Fall später, als die allgemeinste Schätzung des immer gleich sich ausbreitenden Raumes, oder vielmehr der Verhältnisse unter den ihn erfüllenden Gegenständen. Bei diesen aber kommt es lange nicht über ein Wahrnehmen der Seite hinaus, woher das Licht oder der Schall dringt. Das Ausstrecken, so wie die Bewegungen der Arme und Finger ist anfangs auf gar keinen äußern Gegenstand gerichtet, sondern ein reines, lange blos mechanisches Versuchen der innern Kraft. Das Kind streckt nicht nur die Arme aus, sondern versucht, sobald es nur einige Kraft hat, mit dem Körper sich gegen den Gegenstand hinzubewegen, welchen es mit Lust anschaut, obwohl von einer eigentlichen Erkenntniß der Entfernung noch lange keine

Rede ist. Denn jenes pflegt schon im dritten oder vierten Monate vorzukommen.

Daß die mütterliche Brust im Momente des Bedürfnisses einer der ersten Gegenstände des Sichanneigens und Hingreifens ist, versteht sich von selbst; aber nicht minder findet es sich bei Dingen eines uneigennützigern Wohlgefallens.

Entschieden thätig ist die Phantasie bei den zwei lieblichsten Erscheinungen des Säuglings: im Lächeln und Lallen, den beiden rein menschlichen.

Das Lächeln — der erste Flügelschlag des Geistes und überhaupt das Charakteristische des Menschen — findet sich schon im zweiten Monate, und es ist Thatsache, daß es dem Weinen vorausgeht.

Zoroaster soll am ersten Tage seines Lebens gelächelt haben.

Man bemerkt zuweilen, daß ein Kind in den ersten Lebensmonaten im Schlafe lächelt. — Allein dies ist eigentlich nichts anderes, als ein krampfiges Verziehen der Gesichtsmuskeln, so daß dadurch eine lächelnde Miene aufblitzt, was nach den physischen Ursachen, welche hier zu Grunde liegen, von verschiedener Bedeutung sein kann.

Uebrigens ist noch zur Erinnerung, daß der Volksglaube dafür hält, daß die Engel das Kind küssen, wenn es im Schlafe lächelt, indeß gleichwohl aus diesem Lächeln nicht selten der Todesengel droht. —

Kinder lächeln, wie schon Aristoteles bemerkt, nie vor dem vierzigsten Tage ihres Lebens.

Oft hat man die Thränen als unterscheidendes Merkmal des Menschen vom Thiere angegeben. Ganz mit Unrecht.

Bei mehr als einer höhern Thiergattung, nicht beim Hirsch und Reh allein, sind Thränen beobachtet worden; aber dem Lächeln stehen die starren Formen des Thierkopfs durchaus entgegen.

Nur die jeder Seelenregung offenen, ja sogar sie unwillkührlich begleitenden zarten Formen des Menschenantlitzes machen das Lächeln möglich.

Man will Kinder beobachtet haben, welche nie weinten. — Der italienische Dichter Tasso soll darunter gehört haben. Aber ein Kind von mehreren Monaten, welches nie gelächelt hätte, vorausgesetzt, daß es gesund war, mag wohl noch nie da gewesen sein.

Das Lächeln wird zunächst hervorgerufen durch das sympathisch erregte Wohlgefallen beim Anblick freundlichen Wohlwollens und von dem ruhig behaglichen Spiel der Phantasie.

Wenn das Kind ruhig daliegt, sieht man oft eine lächelnde Verklärung in seinen Mienen, und das geistigere Gefühl der Behaglichkeit, welches darin widerstrahlt, sucht sich zugleich im Lallen, in dem Spielen mit der Stimme, sobald dieses schon eingetreten ist, einen Ausdruck zu geben.

Doch auf diesen Anfang und Verläufer der Sprache werden wir später nochmals zurückkommen.

Hier sei nur bemerkt, wie die Phantasie (reproduktive Einbildungskraft) erst eingetreten sein muß,

ehe die gemeinsten Erfahrungen bis auf einen gewissen Grad können zu Stande kommen. Denn jede Erfahrung setzt die Erinnerung und Vergleichung mit frühern Zuständen voraus, die auf der mehr oder minder freien Reproduktion beruhen.

Doch damit sind wir gewissermaßen in das Gebiet des Gefühls übergetreten, da dieses mit der Phantasie auf's innigste zusammenhängt, so daß beide im Deutschen als Einheit in dem Worte Gemüth zusammengefaßt werden.

Dumpf und stumpf, eigentlich ohne Sinne, die sich ja erst entwickeln sollen, und ohne Gefühle liegt der neue Ankömmling da.

So paradox es klingt, kann man doch sagen, daß im Anfang nicht einmal die Befriedigung seiner Bedürfnisse ein positives Gefühl erregt; sie gewährt eben nur die negativ angenehme Empfindung des aufhörenden Unbehagens. Was der Organismus zu seiner Erhaltung bedarf, thut sich physisch kund, vorläufig durch das Gefühl des Bedürfnisses, den Schmerz, welcher sich als Schrei äußert. Die Beseitigung des schmerzlich gefühlten Mangels lullt das junge Wesen sogleich in den tiefen Schlaf. Erst später, nach Monaten, wird diese Entfernung des Störenden zum wirklich positiven Gefühle der Lust.

Das Auge wendet sich anfänglich dem Lichte zu, einem blos mechanischen Reize des Nerven folgend. Erst später möchte ein freieres Ruhen des Blicks auf dem Glanz des Hellen zu bemerken sein.

Der Schall ist für den Neugebornen noch gar nicht oder kaum vorhanden. Erst nach einigen Wochen wirkt eine zu große Erschütterung des Trommelfells, besonders wenn sie plötzlich eintritt, stark genug, um ein Zusammenfahren hervorzubringen, das wie Erschrecken aussieht, aber schwerlich noch diesen Namen verdient.

Wie Gesicht und Gehör nach und nach aus dem Schlummer erwachen, in welchem sie im Mutterschooße, und noch lange nach der Geburt gebunden waren, zeigen sich dann auch die positiven Empfindungen des Angenehmen und Unangenehmen. So zeigen sich z. B. die erstern theils beim Saugen, theils beim Anblick des Lichten und Glänzenden, weit später bei den Tönen einer beschwichtigenden Melodie. — Anfangs vermag der Geschmack noch nicht das Angenehme von dem Unangenehmen zu unterscheiden.

Den Geruch, in wie fern er das Wohlriechende von dem Uebelriechenden unterscheidet, hat die vorsichtige Natur dem kleinen Geschöpfe beinahe ganz genommen; und der Tastsinn, als die aktive Seite des Fühlsinns, ist in der allerersten Zeit noch gänzlich geschlossen.

Ist die Seele einmal wach genug, um der Aufmerksamkeit fähig zu sein; haben die unzähligen Eindrücke die Empfänglichkeit so geübt, daß nun einige Selbstthätigkeit hinzutreten kann, welche die konfuse Masse des Aufgenommenen wenigstens einigermaßen

in den gröbsten Umrissen ausscheidet (von deutlichen Umrissen kann da eigentlich kaum die Rede sein), dann erst vermag sich mit dem ersten, wenn auch noch so verschwommenen Erkennen ein *Interesse an etwas* zu zeigen.

Dieses erscheint zunächst bei dem, was die Erkenntniß des Kindes vor allem vorbereitet, indem es die Aufmerksamkeit anzieht: wir meinen die *Bewegung*.

Licht und *Bewegung* schließen die Seele des Kindes auf; jenes lehrt *Schauen*, und dieses Schauen durch die wechselnde Bewegung der Dinge fixirt, steigert sich zum *Sehen eines mehr oder minder Bestimmten*, welches seinerseits endlich, aber freilich erst nach dem vierten oder fünften Monate zu einem festen Erkennen von Umriß, Farbe und Form führt.

Der Wechsel bei der Bewegung, während das Veränderliche doch immer das Nämliche bleibt, erscheint dem Kinde als ein fröhliches Spiel, und gewinnt ihm schon im dritten oder vierten Monate ein Lächeln ab.

Lächelnd sieht das Kind die erste Bewegung der Finger vor seinen Augen, oder ihr Taktschlagen auf dem Tische, wobei besonders die Gleichmäßigkeit der Wiederkehr des Nämlichen, theils die Aufmerksamkeit unterstützt, theils die Erwartung der Wiederkehr spannt, theils durch die Wiederholung das Erkennen und die Beurtheilung erleichtert.

Wie das Regellose, Confuse verwirrt, so erfreut das Regelmäßige an sich die zur Beobachtung der schönen Ordnung geschaffene Menschenseele.

Späterhin thun in gleichen Intervallen oder einfachen Rhythmen gehaltene Töne die gleiche Wirkung.

Und vielleicht oder vielmehr gewiß ist diese Wahrnehmung des Lebens, welches sich zwischen Willkühr und starrem Gesetz gleichsam herumwiegt, das Erste, was eine uninteressirte Lust hervorbringt.

Erkennt das Kind durch die leisere Regung des Instinkts zugleich in der fröhlichen Miene der Amme, welche ihm die Possen vormacht, den Ausdruck der Freundlichkeit, so kann seine Freude hierüber zum lauten Jubel werden.

Merkwürdig ist dabei, daß die Beweglichkeit des Sichtbaren früher, stärker und anhaltender eine so frohe Stimmung des Kindes hervorruft; die Bewegung der Töne z. B. im Takt, wohl wegen Mangel der gehörigen Abwechslung bei weitem schwächer und vorübergehender wirkt; eigentliche Musik aber, sie sei lustig, traurig oder feierlich, nie eine laute Theilnahme erregt, aber um so gewisser ein still aufhorchendes innerliches Wohlgefallen, wofern sie nicht durch zu rauschenden Lärm erschreckt.

Wenn das Kind gelächelt hat, lange, ehe es vor Freude laut lacht und jubelt, was erst im vierten Monate vorkommt — zeigt sich die Thräne. Der Schrei des Bedürfnisses, des Unbehagens wird zum schmerzlichen Weinen.

Lachen und Trauer gehen auf Erden Hand in Hand, und besonders bei dem Kinde sind sie in ihrer Aeußerung auf's engste verbunden.

Wie der Kleine vom Lachen zum Weinen fast ohne Mittelstufen übergeht, und umgekehrt; so kann man aus der Miene auch bei genauer Beobachtung oft kaum unterscheiden, ob nicht vielleicht Vorbereitung zum Weinen ist, was man gern für Lachen nehmen möchte.

Mir hat es nie eine so große Kunst geschienen, was von jenem alten Maler erzählt wird, daß er mit einem Pinselstriche ein lächelndes Kind in ein weinendes verwandelte.

Kinder lachen überhaupt über alles Plötzliche und Unerwartete, in so fern es einen angenehmen Eindruck auf ihre Sinne macht; wogegen alles, was plötzlich und unerwartet eintritt und auf ihre Sinne widrig und grell einwirkt, in ihnen Furcht und Schrecken erregt, was sie durch Schreien oder Weinen äußern.

Das Weinen ist in Betreff der Erziehung von der größten Wichtigkeit.

Denn mehr als in irgend einem andern Merkmale in dieser Lebensperiode, ja beinahe, in ihm allein ist eine Möglichkeit gegeben, den keimenden Zorn, welchen Mütter und Ammen gewöhnlich Bosheit nennen, bei seinem ersten Auftreten zu erkennen.

Größtentheils aber ist es launische Willkühr, unfreundliche Behandlung, wodurch er zum Vorscheine zu kommen pflegt.

Es thut daher für den Augenblick schon Noth, jede Veranlassung zu dem ungeberdigen, von einem wilden, erbitterten Tone begleiteten Schrei-Weinen, durch welches sich der Aerger oder die eigentliche Erboßung kund gibt, und gehässige Empfindungen in der zarten Seele erzeugt werden, fast ehe sie noch die geringste Kraft zum Widerstande in sich findet, mit der größten Sorgfalt zu vermeiden.

Vom dritten Monate an lernt das Kind schon kennen, was es durch sein Geschrei erlangen kann, oder nicht. Man muß es wohl manchmal schreien lassen, ohne darauf zu achten, einbedungen, daß seine wirklichen Bedürfnisse befriediget sind, und es nicht Schmerz oder Krankheit ist, was das Schreien verursacht, sonst wird sein Geschrei, das anfangs Bitte war, allerdings Befehl.

Die Gewohnheit übt ihre Macht aus, und mit der Gewöhnung beginnt die Erziehung.

Das Kind, welchem man sogleich alles thut, was es will, muß eigensinnig werden. Der Eigensinn des Kindes, alles durch Schreien zu erzwingen, wird meist erzeugt und geboren aus der beklagenswerthen Schwachheit der Eltern, Wärterinnen u. s. w. sich durch Schreien etwas abzwingen zu lassen.

Es scheint uns zweckmäßig, hier, wo wir bei dem fünften oder sechsten Monate des Kindes angelangt sind, einen Abschnitt zu machen, als eine freilich nur feine und schwankende Grenzlinie zwischen dem mehr Thierischen und dem spezifisch Menschlichen.

Von dem letzten fanden wir bis jetzt nur das Lallen und Lächeln und nannten vielleicht schon vorgreifend das zornige Weinen, dessen Vorläufer sich in der Ungeduld schon bei weitem früher, ja mitunter in den ersten Wochen zeigt.

Von nun an geht das spezifisch Menschliche mit der körperlichen Entwickelung überall zugleich vorwärts, so daß es keinen Augenblick mehr aus den Augen zu verlieren ist, so schwach ausgeprägt es auch anfangs auftreten mag.

Werfen wir einen Blick auf das Bisherige zurück, um das Ganze für das Folgende gegenwärtig zu haben.

Luft und Licht und Berührung erwecken den vor der Geburt in hermetischer Abgeschlossenheit Hinschlummernden.

Bedürfniß und Befriedigung wechseln mit einander; das Kind wachet nur, um jenes zu stillen.

Nach und nach tauchen die Sinne aus dem Gemeingefühle auf. Vielfache mechanische Bewegungen lehren endlich wenigstens die Arme einigermaßen kennen. Zu einem Greifen kommt es frühestens im dritten oder vierten Monate, noch später zu einem mechanischen Halten.

Die Aufmerksamkeit regt sich, es kommt zum Blicken, zum Interesse am Beweglichen, am Takt, die Phantasie arbeitet noch so wenig, als die andern Seelenkräfte; aber sie spielt schon sogar im Traume. Der menschliche Instinkt lehrt die freund-

liche Miene, den freundlichen Ton unterscheiden. Das Behagen der gesteigerten Kraft beginnt zu lallen, die innere Heiterkeit lächelt, ja sie lacht und jubelt wohl schon im vierten Monate. Der mechanisch krampfhafte Schrei wird zum schmerzlichen Weinen; vielleicht, obwohl das selten sein wird, greift der Kleine schon an den Theil, wo er Schmerz fühlt, wenn er ihn sehr leicht erreichen kann; das Kind kennt seine Mutter.

So weit haben wir das kleine Geschöpf bisher begleitet.

Wir wenden uns nun zu der weitern Entwickelung des Säuglings, doch müssen wir auf den ersten Abschnitt dieser Lebensperiode noch öfters zurückkommen.

Viel kann der Mensch entbehren — nur den Menschen nicht.

Dieser allgemein wahre Satz ist es doppelt und zehnfach in Bezug auf das Kind. Und zwar nicht etwa nur, wie man glauben könnte, der physischen Hilfeleistung wegen, sondern vielleicht in noch höherm Grade, um der Gesellschaft willen, ohne die auch das Kind nicht sein kann.

Hat der Ton überhaupt für den Säugling anfänglich etwas Störendes, so ist das doch keineswegs mit der Menschenstimme der Fall.

Diese klingt ihm lieb und vertraut lange, lange, ehe er noch die Ahnung eines eigentlichen Verständnisses der Worte hat.

Die Freundlichkeit wird von dem kleinen Wesen mit der höchsten Bestimmtheit herausgefühlt, lange, ehe von eigentlicher Auffassung, von irgend etwas die Rede sein kann. Es ist ihm wohl bei den freundlichen Menschen; es lauscht gern ihrem unverstandenen Geschwätz, blickt mit eigenem Interesse in das Auge des mit ihm Beschäftigten.

Freundliches Zureden beschwichtiget den Säugling wunderbar schon nach den ersten Monaten, und eine unfreundliche Miene hat eine große Gewalt, ein rauhes Wort erschüttert die zarten Nerven desselben, daß er heftiger zusammenschrickt, als bei einem unverhältnißmäßig größern Geräusch.

Darum ist die geduldigste Freundlichkeit in der Behandlung des Kindes nie genug zu empfehlen.

Ein freundlicher Blick ist der Spiegel, in welchen es gern sieht — und lächelt.

Ja so weit geht schon im fünften oder sechsten Monate der ahnende Instinkt, daß das Kind den Scherz einer angenommenen unfreundlichen Miene nach einigen Augenblicken der Befremdung herausgefühlt hat, und mit dem behaglichen Lächeln der Sicherheit den im Scherz drohenden Menschen ansieht, vorausgesetzt, daß es ihn sonst schon als einen liebevollen, freundlichen um sich gehabt hat.

Ein ernstes Wort der Mutter hat daher für das Kind schon jetzt die entschiedenste Wirkung.

Aber natürlich müssen derlei Versuche nur mit der höchsten Vorsicht und selten angewandt werden.

Dabei zu stark auftragen, oder sie zu oft anwenden, würde gewiß zu höchst unfreundlichen Folgen Veranlassung geben.

Die starken Reizmittel taugen eben so wenig für die Seele, wie für den Körper des Kindes.

Um den vierten oder fünften Monat herum erkennt der Säugling schon entschieden diejenigen, welche sich am meisten mit ihm beschäftigen — Amme und Mutter.

Amme und Mutter sagen wir in dieser Ordnung. Denn wenn die letzte nicht zugleich jene sein kann — nämlich seine Ernährerin und Pflegerin — so wird sie der Amme den Vorzug abtreten müssen, die erste Menschengestalt zu sein, welche sich in der kindlichen Seele festsetzt.

Nach und nach erweitert sich der Kreis der Bekannten für den Kleinen.

Den Unbekannten sieht er scheu und mißtrauisch an; aber ein richtiger Takt läßt ihn auch bald den Kinderfreund errathen.

Kinder sind, wie Herder sehr richtig bemerkt, geborne Physiognomisten. — Das Kind hat denn auch für das Menschenangesicht und dessen Ausdruck für Physiognomie den früheſten und schärfsten Sinn.

Neigung und Abneigung, oder um genauer zu reden, Begehren und Abscheu, die sich gleich vom Anfang durch Suchen mit den Augen, durch sich Entgegenbeugen oder Zurückbewegen äußerten, entstehen zuerst wohl aus dem Beschäftigungstrieb.

Das Bewegliche zieht den Kleinen an, später das Neue, Unbekannte.

Die Bewegung eines Gegenstandes nimmt am ersten die Selbstthätigkeit des Kindes in Anspruch; es strebt nach dem Beweglichen, und zwar nicht etwa in dem sich selbstständig Bewegenden z. B. den Thieren; sondern in dem, was es selbst bewegen kann und was seiner Willkühr unterworfen ist, und womit es spielt.

So freut es sich Dinge in Bewegung setzen zu können, die Spielsachen, welche vor ihm stehen, umzustoßen, herumzuzerren und zu Boden zu werfen, oder den, welcher auf seine Nähe kommt, an den Haaren zu zupfen.

Noch freudiger ist das Kind, wenn gerade dasjenige, was es bewegen kann, einen Ton von sich gibt; es sucht daher alles, was es sieht, auch zu hören, und es macht ihm allerdings Freude, wenn es irgend etwas auf den Tisch stampfen oder schlagen kann, auf daß es schallt.

Tönende Gegenstände unterhalten es ganz besonders: sie sind auch seine liebste Beschäftigung. Das Fenster z. B. hat für das Kind einen ganz eigenthümlichen Reiz, wenn man auf die Scheibe klopft. Ganz naturgemäß und gewissermaßen instinktartig gibt man daher Kindern schallendes Spielzeug in die Hände.

Daß das Kind die Sachen besitzen will, ist eine Absicht, welche wohl nur die Erwachsenen ihm unterlegen.

Besitz ist ein Wort, dessen Geltung erst in eine spätere Lebensperiode fällt.

Es will sich mit der Sache beschäftigen, wenn ihm die Laune kommt, das ist alles.

So ist es ein durchaus falscher Gedanke, wenn ein sehr verehrungswürdiger Mann — Burdach — darin schon das erwachende Rechtsgefühl sieht, wenn ein Kind ein anderes von der Brust seiner Ernährerin wegziehen will, weil es darin eine Schmälerung seines Rechtes erblicken soll, daß diese ein fremdes Kind an die Brust legt. —

O nein! Bis zur auch nur dunkeln Herausbildung des Rechtsgefühls bedarf es noch vieler Zeit. Tritt jener Fall einmal ein, so ist es wohl nichts anderes, als ein stark hervortretendes Gefühl der Mißgunst, des Neids.

Von Monat zu Monat, wie die Kraft des Kindes, wie seine Erfahrung sich entwickelt, tritt zu dem neugierigen Betrachten der Dinge das eigentliche Spielen damit hinzu, um sich seiner Selbstthätigkeit zu freuen, Wirkungen hervorzubringen.

Auf solche Weise gelangt das Kind um den siebenten oder achten Monat endlich dahin, sich selbst zu beschäftigen und dadurch eine Weile allein sich zu unterhalten.

Was ihm nicht gelingt, was aber Andern glückt, treibt zur Nachahmung, zu welcher auch schon die Einrichtung des Körpermechanismus selber leitet.

Wie oft sieht man, daß einfache natürliche

Menschen bei einer lebhaften feurigen Erzählung alle Mienen des Redenden unwillkührlich nachmachen.

Der Nachahmungstrieb des Kindes, als die durch äußere Bemerkung angeregte Tendenz der Kraft, äußert sich unwillkührlich in den Bewegungen, über die es schon Meister ist, wie es z. B. mit dem Kopf, den Händen, den Füßen und dem ganzen Körper solche nachmacht, die ihm vorerst möglich sind; dann aber auch willkührlich diejenigen versucht, die es jetzt noch nicht zu vollbringen im Stande ist, wenn es durch das Beispiel anderer Kinder dazu ermuntert wird.

Durch die Unlust, welche durch das Gefühl eines Mangels erzeugt, durch Abhilfe des letztern ihr Ende findet; durch die Beobachtung, daß auf bestimmte Thätigkeiten bestimmte Wirkungen folgen, ja daß das Kind selbst im Stande ist, dergleichen hervorzubringen, kommt es allgemach zur dunkeln Vorstellung eines Zweckes.

Alle Begehrungen des Kindes, welche bei der entschiedenen eigenen Hilflosigkeit, und bei seiner übergroßen, durch den ganzen Umriß des Nervengebäudes vorwaltenden Reizbarkeit vorher nicht anders, als heftig sein konnten, beschwichtigen sich nun wohl bei dem Anblick der Vorbereitungen zur Abhilfe des Bedürfnisses.

Etwa im sechsten Monate lernt das Kind vor der Hand ein wenig warten.

Denn nach und nach entwickeln sich die Vorstel-

lungen der Zeitfolge, der Dauer, die aber freilich noch höchst unbestimmt, keineswegs jedesmal der Natur der Sache angemessen sein können.

So wird nun der kleine Mensch in der Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse etwas geduldiger, je mehr seine Seele Gegenstände der Beschäftigung findet, je mehr es Dinge gibt, die ohne gerade unentbehrlich oder auch nur nützlich zu seiner körperlichen Wohlfahrt zu sein, das Spiel seiner innern Kräfte aufregen.

Aber diese Beschäftigung der Seele wird ihm endlich nach der Natur der Sache so interessant, daß er nicht selten sein körperliches Bedürfniß auf Augenblicke vergißt, um freundlichen Spielen zuzusehen oder dem Gesang, ja schon blos dem Geräusche, besonders einem im Takt gehaltenen zu lauschen.

Je mehr das Kind allmählig klar wird über die Entfernungen, über Beweglichkeit und Unbeweglichkeit der Dinge, desto mehr lernt es die Möglichkeit oder Unmöglichkeit ermessen, seine zufällige Begierde durch andere befriedigt zu sehen oder selbst zu befriedigen.

Ist es einmal so weit gekommen, so wird es gleich jenem Propheten, wenn der Berg nicht zu ihm kommen will, sich entschließen und dem Berge näher zu kommen suchen. Und das ist der Punkt, wo die Erziehung eingreifen kann, um durch vernünftige Gewährung des Einen das Versagen eines Verlangens erträglicher zu machen.

Wird darin nicht der Laune nach ungebundener

Willkühr freier Lauf gelassen, sondern eine Regel, ein Gesetz beobachtet, so wird auch das Kind ein Gefühl von Regel, von Gesetz gewinnen, dem sich unterzuordnen Nothwendigkeit ist.

Und wird später das Begehren zum Willen, so wird auch diese Vorbereitung auf dem Arme der Mutter oder Amme ihren Einfluß äußern, und es wird ein großer Unterschied sein, ob der Kleine gewöhnt ward, blos dem physischen Zwang der Entfernung, der Unbeweglichkeit eines Gegenstandes u. s. w. oder einer nicht so palpablen Regel zu folgen, das heißt: ein Gesetz anzuerkennen.

Noch Eins! — Wir wenden uns nun zu der folgenden Entwickelungsperiode, können aber uns eine Bemerkung nicht versagen.

Indem wir im zweiten Abschnitt des ersten Lebensalters mehr als bisher der Fall sein konnte, die Entwickelung des Menschlichen im Kinde hervortreten sehen, sind wir in der eigenthümlichen Lage zu gleicher Zeit auf das lebhafteste empfehlen zu müssen, wovor wir andererseits nicht genug warnen können, da Gebrauch und Mißbrauch kaum irgendwo anders einander so nahe liegen.

Wir sprechen von dem ahnenden Herausfühlen des künftigen Charakters.

Der große Haufe aller Stände sieht in so zartem Alter des Kindes über diesen Punkt vollkommen hinweg.

Res est sacra puer, sagt Quintilian. —

Es gibt ja ohnehin kaum etwas Kleines in der Welt; wo aber der ganze Mensch noch in so lilliputischen Dimensionen daliegt, kann schon gar nichts unbedeutend und klein heißen.

In diesem bestimmten Organismus wirkt eine bestimmte Seele.

Es liegen somit alle Keime des künftigen Charakters für ein Auge, scharf genug ihn zu erkennen, völlig, obwohl noch unentwickelt, vor.

Aber dies Auge, wer rühmte sich es zu besitzen? —

Die Physiognomik ist eine Wahrheit, aber sie läßt sich nicht in Lavater's Buch einbinden; die Schädellehre existirt in Wahrheit, nur nicht in Gall's und Spurzheim's beziffertem Musterschädel.

Die Thorheiten, über die wir in Kotzebue's „Organen des Gehirns" lachen, könnten sich wiederholen, wenn man in der That meinte, einen Säugling so bequem und sicher, wie ein Zeitungsblatt, lesen zu können. Mit allgemeinen Phrasen ist hier nichts zu richten, und an bestimmte Regeln noch weniger zu denken.

Gleichwohl wird ein aufmerksamer Forscher bei schon im Säuglingsalter vorgerücktern Kindern, der nicht auf seinen Einfall schwört, wie auf ein mathematisches Axiom, eine Menge kleine Züge beobachten; aber er wird dabei immer die Möglichkeit, daß er sich täusche, im Auge haltend, nie die Möglichkeit des Gegentheils seiner Vermuthung

aus dem Kreis seiner erziehenden Thätigkeit ganz ausschließen.

Aus anscheinend stumpfsinnigen Kindern sind Genies geworden, und Wunderkinder in die ordinärsten Menschen umgeschlagen.

Zeitweilige vorübergehende Zustände des Nervensystems und der Organe können auf Grundzüge eines Charakters schließen lassen, der sich ganz unerwartet verschieden herausentwickelt.

Man darf also das Kind nicht so behandeln, als ob man sich nicht könnte geirrt haben. Aber nie genug empfehlen kann man die treue Aufmerksamkeit auf die kleinsten Züge, in denen sich das Naturell des Kindes anzukündigen scheint.

Hat man mit dieser Beobachtung beim Säugling, nachdem dieser sich immer mehr und mehr entwickelt hat, angefangen, so wird man auf jeden Fall, so weit es sich nämlich thun läßt, vor der gewöhnlichen Zeit wissen, woran man mit seinem Kinde ist.

Und eben darum hielten wir für nöthig, diese wenigen Worte, welche für eine spätere Periode zu passen scheinen, schon hier voranzustellen, um so mehr, da sogar der so verdienstvolle Schwarz in seiner Erziehungslehre die Sache allerdings so dargestellt hat, als wäre schon im Lauf und Verfolg des Säuglingsalters in Bezug auf den Charakter ein Urtheil möglich, welches selbst in den spätern Perioden des Kindes nur mit der größten Vorsicht gefällt werden darf.

Zweite Entwickelungsperiode.

Mit der zunehmenden Kraft steigt der Trieb, sie zu äußern. Die Bewegungen werden sonach freier und selbstthätiger, die Versuche sich anzustemmen, den Körper zu heben, werden immer häufiger und glücklicher. Mit diesen freiern Bewegungen nimmt auch das innere Leben an Intensität zu, so daß sich die Willkühr immer mehr und mehr entfaltet.

Zuerst bewegten sich fast nur die Augen, Lippen und Arme mit einer Art von Willkühr; dann kommen die Füße hinzu, welche das Kind gern in die Höhe hebt, hin- und herbewegt, auch wohl nahe vor die Augen bringt und aufmerksam anblickt.

So mag das Kind wohl die ersten räumlichen Begriffe, die ersten Berechnungen der Entfernung an seinem eigenen Körper gewinnen.

Der erwachsene Mensch möchte zuweilen glauben, das Kind käme in diesem Studium kaum von der Stelle. Wer aber überlegt, was dazu gehört in tausend und tausend Versuchen an der Außenwelt erst seine eigene Seelenkraft auf einen gewissen Grad herauszubilden, um damit sodann Ordnung in die ungeschiedene, Sinne verwirrende Mannigfaltigkeit zu

bringen, welche, von allen Seiten immer wechselnd, den kleinen Menschen umgibt, der wird gestehen müssen, daß die ersten Entwickelungen des Kindes geistig um nichts minder als körperlich die raschesten im ganzen Verlaufe des menschlichen Daseins sind.

An der Hand, welche dem Kinde anfangs ein Ganzes war (wie etwa für den Erwachsenen, wenn er Handschuhe ohne Fingerabtheilung anhat) lernt es nach und nach die einzelnen Finger unterscheiden.

Glückliche Zufälle lassen etwas greifen und durch ungefähres Zusammenschließen der Finger halten, aber nur einen Augenblick, bei der geringsten Bewegung entschlüpft der Gegenstand.

Endlich wird das Kind des Vermögens eines absichtlichen Bewegens der Muskeln inne, und es läßt das Ding nicht mehr los, bis es anfängt, sich dabei zu langweilen.

Die Unbehaglichkeit einer Stellung erregt bei ihm die Begierde, sie zu verändern. Es entsteht daher ein unbestimmtes Sichanstemmen, welches bei wachsender Kraft desselben zu irgend einem Resultate führt.

Der Reiz eines etwas glänzenden, eines beweglichen Dinges, einer freundlichen Miene, eines zu dem Kinde sich hinbeugenden Menschen macht, daß es dem Gegenstande näher zu kommen strebt, den es sieht und hört, ohne ihn mit dem Körper zu fühlen.

Es folgt ein Heben des Kopfes, ein Sichaufrichtenwollen, ein mit dem ganzen Oberleib Hinstreben.

So bekommt das Kind das Bewegungsvermögen in seine Gewalt, und findet bald ein Behagen darin dergleichen Versuche ohne weitern Zweck zu machen; erst den Kopf eine Weile in die Höhe zu heben, dann den Oberleib eine Zeit lang frei zu halten: kurz, es lernt sitzen, wobei ihm anfangs freilich jeden Augenblick noch ein äußerer Stützpunkt nöthig ist, wenn es nicht wieder hinfallen soll.

Die Füße erweisen sich bei solchen Versuchen theils als Hebel, theils als Balancirstangen auf's nützlichste. Ein Versuch nach dem andern wird gemacht. Endlich gelingt ein rutschendes Kriechen; gelegentlich sogar einmal ein momentanes Stehen, sei es, daß man das Kind hinlegen will, dieses aber, welches zuerst mit den Füßen Boden faßt, ihre Kraft erprobend, nicht zusammenducken will, sondern an den Händen sich festhaltend halb steht, halb schwebt; sei es, daß man es beim Sitzen erhalten will, während es ungeduldig diese Stellung verändern möchte.

Hat das Kind einmal einen festen Standpunkt, so kann es bei seiner innern Unruhe und Beweglichkeit dabei nicht sein Bewenden haben, sondern die Sache geht weiter. Versuch auf Versuch, ein unschädlicher Fall nach dem andern; aber, wenn es auch einmal Thränen gibt, sie werden wenig beachtet — und der Versuch wird wiederholt.

Die Erwachsenen, ein nahe stehendes Möbel dienen als Stütze, und endlich gelingt es dem kleinen Menschen mit vorgebeugtem Oberkörper, welcher

sich noch immer schlecht bei der Bewegung im Gleichgewicht hält, ein Paar Schritte weit einem erschauten Gegenstand laufend entgegen zu stürzen.

Und ist das Kind einmal so weit, so kommt es auch bald zum eigentlichen Gehen, welches zu Ende des ersten Jahres oder im zweiten zu erfolgen pflegt.

Das sich überstürzende Streben geht, wie im ganzen Lauf des Daseins, so auch hier, dem gleichmäßig im Gleichgewicht gehaltenen Gange weit voraus.

Indem wir so die Entwickelung der willkührlichen Bewegungskräfte bis zum Gehen verfolgten, haben wir gleichwohl, um ein Ganzes zu bilden, einen Rückblick in die frühere Periode thun müssen.

Die Kraft dringt also nunmehr nach verschiedenen Richtungen hervor, die in vielfacher Wechselwirkung durch einander greifen, und darum werden ihre Erscheinungen mit jedem Tage auch bestimmter und springen desto mehr in die Augen.

Alle Sinne des Kindes sind nun seiner Natur gemäß bereits entfaltet, es hat seine Glieder freithätig der Willkühr unterworfen und seine Gestalt aufgerichtet, endlich erwacht in ihm das Streben nach Mittheilung, als Ausdruck innerer Fülle, es gewinnt sonach die Sprache.

Wie Geruch und Geschmack einander so verwandt sind, daß man in manchen Dialekten das Riechen geradezu Schmecken nennt, wie das Gehörte unwillkührlich den Körper nach sich hinwendet, das Gesehene aber entschieden zum Fassen und Greifen ein-

ladet; so ist auch eine innige, ja die innigste Wechselwirkung zwischen dem Ohre und den Sprachwerkzeugen.

Der gehörte Laut reizt zur Nachbildung. Und da beim Sprechen die Lippen sichtbar bewegt werden, jede Bewegung aber den Nachahmungstrieb des Kindes anregt; so vereinigen sich hier vielerlei Dinge zugleich, um es zu Versuchen im Sprechen aufzufordern, oder eigentlich vor der Hand noch zum bloßen Nachlallen von Lauten und Silben.

Doch liegt der letzte und tiefste Grund zum Sprechen in der Natur des Menschen selbst, und es wäre oberflächlich geurtheilt, wenn man, auf das Beispiel unter wilden Thieren aufgewachsener Menschen gestützt, die es natürlich zu keinem reichen grammatikalischen und lexikalischen Sprechen gebracht haben, alles von der Nachahmung ableiten wollte.

Schon der bloße Umstand, daß doch die ersten Sprachversuche nicht sprechenden Wesen nachgeahmt sein konnten, hätte von einer solchen Idee zurückbringen sollen.

Wo eine Kraft ist, will sie sich üben, so wollen auch die Sprachorgane, aus eigener Fülle sich entfaltend, ohne andern Zweck geübt sein.

Den Schrei preßt die Natur selber aus. Der verschiedene Grad, die verschiedene Art des Schmerzes und Unwohlseins, später auch der Freude, modificiren ganz von selbst diesen Schrei.

Bei dem Drang die Stimme herauszulassen, bei

der durch Saugen und andere Bewegungen der Zunge und der Lippen erlangten Uebung in den äußern Sprachwerkzeugen wird eine gewisse Artikulation sich von selbst einstellen.

Diese Fertigkeit wird sich eben so unwillkührlich mit dem Schreien verbinden und Modifikationen darin hervorbringen.

Eben so liegt es in der Natur, daß die Verschiedenheit des Schreiens, eben weil es nach der Verschiedenheit des Gefühls sich von selber modificirt, gleich oder doch sehr bald von Andern, welche nicht ohne Aufmerksamkeit und Theilnahme ein Kind beobachten, verstanden wird. Ist dies der Fall, so ist so ein Schreien gewissermaßen schon Sprache. Und folgt darauf Abhilfe des Bedürfnisses, so wird es von dem Kinde geradezu als Sprache gebraucht. Denn es erwartet nach dieser Aeußerung seines Begehrens die Befriedigung, und wird ungeduldig, wenn sie nicht eintreten will. Die Stimme ist somit als Bezeichnung eines Seelenzustandes für Andere, als ein Vehikel der Mittheilung von dem Kinde lange zuvor angewandt und (in so fern bei ihm von Betrachtung die Rede sein kann) betrachtet worden, ehe vom Lallen, geschweige denn vom Sprechen im gewöhnlichen Sinne die Rede ist.

Wie nun das Kind angefangen hat, zu spielen, sich selbst zu unterhalten, wie es Verhältnisse zu unterscheiden lernt, Dinge als Gegenstände ihm heraustreten, wird es den Grad der Lust oder Unlust, die

es dabei empfindet, auch durch die Stimme zu erkennen geben, welche früher nur als Schrei bedeutenden Eindrücken correspondirte, nun aber auch bei erhöhter Seelenthätigkeit schon die leisern Empfindungen als eine Art Murren, Brummen, oder wie man es nennen will, begleitet.

Die erste Stufe der Thätigkeitsäußerung des Kindes in Hinsicht auf's Sprechen ist wohl ein Empfindungsschrei beim Anblick eines Gegenstandes, durch welchen es blos den Eindruck anzeigt, den der Gegenstand auf sein Inneres macht: es sei nun Freude, Furcht u. s. w.

Bilden jedoch die geübtern Mundorgane dabei eine Art Silben, und wiederholt sich bei öfter erneuertem Anblick des Gegenstandes dasselbe Gefühl, welches seinerseits wieder zu jenen früheren Lauten anregt, so werden sich diese mit dem Anblick des Gegenstandes endlich ganz von selbst in der Art verbinden, wie früher die nämliche Art Schrei mit dem nämlichen Gefühl der Unlust oder des Begehrens, später mit dem nämlichen Gefühle des Behagens, der Freude u. s. w.

Ein so mit dem Objekt verbundener Laut hat nun schon die größte Aehnlichkeit mit einem Namen dieses Objekts.

Regt die zufällige Erinnerung an das Ding zur Hervorbringung dieses Lautes an, oder tritt bei der zufälligen Hervorbringung des Lautes das Bild des Objekts in die Erinnerung; so läßt es sich gar nicht

mehr läugnen: das Kind hat Gebrauch gemacht von dem Befehl des Herrn an Adam, die Dinge zu benennen.

Daß die Erwachsenen, welche um das Kind sind, nicht etwas davon wissen und also das neue Wort nicht verstehen, ändert an der Wahrheit der Sache nichts.

Wenn der Neger, der in Paris beim Anblick der Palme im Pflanzengarten hinlief, sie zu umarmen, dabei ihren Namen in seiner Muttersprache ausrief, so nannte er sie wirklich, wenn gleich Keiner der Anwesenden es wußte.

So läßt sich behaupten, daß auch der unter wilden Thieren aufgewachsene Mensch die Anfänge einer Sprache sich gebildet habe, so roh und unbedeutend sie auch sein mögen.

Die höhere Ausbildung der Sprache aber wird allerdings durch das Hören der Redenden und die Nachahmung ihrer Worte bedingt.

In wenigen Jahren findet sich das Kind im Besitz einer großen Masse von nicht nur lexikalischen, sondern selbst grammatikalischen Formen in Einer, ja (wo die Gelegenheit dazu gegeben ist oder sonst ein Bedürfniß drängt) zwei oder auch drei Sprachen, während die erste Sprache ohne unmittelbare göttliche Offenbarung Jahrhunderte gebraucht haben müßte, um auch nur zu einer nothdürftigen Ausbildung zu kommen.

Die Ausbildung der Sprachwerkzeuge ist dem

Kinde übrigens an sich ohne alle Absicht irgend eines Gebrauchs eine Freude, als Aeußerung der wachsenden Kraft und Gewalt über die Mittel zum Sprechen, als unterhaltendes Spiel.

Es ist damit genau, wie mit dem Bewegen der Hände und Finger, der Arme und Füße.

Das Kind freut sich, daß es der hervorbrechenden Stimme allerlei Formen geben kann.

Es lallt, um zu lallen, und kommt so unmerklich weiter, bis es den Gebrauch dieser angeeigneten Geschicklichkeit durch den Erfolg lernt.

Es ist mehr denn wahrscheinlich, daß auch die Genauigkeit des Hörens, das Wahrnehmen der Laute in ihren Unterschieden, weit mehr durch dieses eigene Lallen geübt wird, als durch die von den Erwachsenen vernommenen Worte, daß erst durch das Lallen diese eigentlich anfangen gehört zu werden, da sie vorher viel zu sehr in einander verschwammen.

Natürlich bildet sich zuerst in dem mehr oder minder geöffneten Munde bei der Unthätigkeit der übrigen Sprachorgane der **a** ähnliche Laut, welcher bald mehr, bald weniger dem **e** und **o** sich nähert.

Von den Consonanten sind die durch Schließung und Oeffnung der Lippen gebildeten die ersten, das **m, b, p** anfangs noch unentschieden, erst später entschiedener aus einander tretend, wo dann natürlich das **m** dem **a** sowohl vorangeht, als nachfolgt, die **P**-Laute aber, das ist **b** und **p**, lange blos die Silbe eröffnen und kaum eher sie schließen als auch andere

Mitlaute sich im Munde gebildet haben. Ein Kind sagt bald **pa**, aber **ab** gewiß nicht eher, bevor es auch schon andere Consonanten aussprechen kann.

Unterstützt das Tasten das Auge in der Wahrnehmung der äußern Welt, so führt das Gehör das außen Befindliche mehr dem Innern zu, ohngefähr wie Geschmack und Geruch mehr das Innerliche beim Gefühlsinn sind.

Und wie das Gehör nach dem früher Gesagten einerseits unwillkührlich zum Laute hervorbringen reizt, andererseits seine volle Deutlichkeit erst durch das eigene Lallen des Kindes erlangt; so wird wieder dieser Anfang, dieses Vorspiel des Sprechens gefördert durch das deutliche Unterscheiden der Laute, um sie als mit den Gesichts- und Empfindungsvorstellungen verbundene Lautvorstellungen in das Gedächtniß fassen zu können.

Die einmal auf die Laute hingewendete Aufmerksamkeit lernt nun nach und nach auch die Bedeutung der am häufigsten vernommenen Worte verstehen, welche sich am nächsten mit angenehmen Vorstellungen zu verbinden geeignet waren.

Und gleichzeitig mit diesem Verständniß treten die Versuche zur Nachahmung ein.

Gemeiniglich mit Ablauf des ersten Jahres, nicht selten aber auch später, kommt das Kind eben so allmählig, wie ohngefähr zum Hervorbrechen der Zähne, zum Sprechen, so zwar, daß sich kein Moment angeben läßt, welcher als der erste zu betrachten wäre, wo die Sprache den Anfang genommen. Und so spricht

das Kind meistens schon einige Worte, welche aber auch seinen ganzen Sprachschatz ausmachen.

Nun ist das Eis gebrochen und die Entwickelung der Sprache geht einen raschen Gang.

Gewöhnlich vereinigen sich mehrere Fortschritte zu gleicher Zeit. In der That es ist, als ob auf einmal die eine innere Kraft der Seele an verschiedenartigen Objekten gebildet nach mehreren Seiten hin zugleich hervorbräche.

Besonders scheint das Gelingen des Gehens jenes Kraftgefühl zu einer Art Muth zu steigern, welchem nun auch wirklich gelingt, woran es bisher vergebens arbeitete.

So wird nun auch das frühere, blos mechanische, später auch instinktartig spielende Begehren mehr und mehr dem eigentlichen Willen ähnlich.

Ist aber vom Willen noch lange nicht die Rede, so läßt sich um so weniger die entschiedene Willkühr verkennen, welche sogar schon bis zum Eigensinn gehen, und die lange schon in der vorhergehenden Periode mit herangewachsen sein kann.

Diese Willkühr strebt zwar sich alles umher zu unterwerfen, was sie erreichen kann, findet aber einen eigenen Wirkungskreis bei der Schwäche und Unerfahrenheit des Kindes nicht außen, sondern in seinem eigenen Körper.

Ob es den Gegenstand erreichen, bewegen werde u. s. w. hängt von tausend Umständen ab, und das Kind sieht sich jeden Augenblick getäuscht.

Am meisten Macht hat es noch über seine Glieder und über die Muskeln, welche der Willkühr unterthan sind. Hände und Füße bewegt es, wann und wie es will.

Die Gefühle der Unlust, des Hungers, des Durstes u. s. w. lernt es bald auf einige Augenblicke bezwingen, wenn es einmal dahin gekommen ist, die Vorbereitungen zur Abhilfe zu bemerken, und gelernet hat, daß einige Zeit dazu gehört.

Bald wird es seiner natürlichen Ausleerungen einigermaßen mächtig.

Diese erregen ihm in ihren Folgen der Unreinlichkeit, der Nässe u. s. w. ohnehin Mißbehagen, und es beruhigt sich nicht, bis man es aus dieser peinlichen Lage befreit.

Der Grad von Beobachtung, der ihm die Vorbereitungen zum Essen- und Trinkengeben deutlich macht, genügt ihm auch die Anstalten verständlich zu machen, um jenem unangenehmen Zustande zuvorzukommen.

Die Gewohnheit thut das ihrige, und zwischen dem ersten und zweiten Jahre wird ein wohlgepflegtes Kind diese natürlichen Entleerungen hinlänglich in der Gewalt haben, indem darauf die Entwickelung des Selbstgefühls ihm eine bestimmte Beziehung gibt, um bei ihrer Annäherung Abhilfe zu verlangen und diese in den meisten Fällen, selbst wenn sie sich etwas verzögern sollte, zu erwarten und alle Verunreinigung von sich abzuhalten, daß also bei ihm

der natürliche Trieb nach Reinlichkeit in Verbindung mit dem Selbstgefühl das Erste der Schamhaftigkeit ist.

Die in sich stärker gewordene Kraft lernt nun nach und nach auch im Innern vollbringen, was sie vorher hinsichtlich des Aeußern that.

Wie früher die Dinge und die dadurch hervorgebrachten eigenen Zustände, unterscheidet das Kind nun auch *seine Begierden bestimmter*.

Erst wollte das unbestimmte Gefühl der Unlust Abhilfe, irgend eine dasselbe aufhebende Veränderung, später das Gefühl der Langenweile irgend eine Zerstreuung, gleichgültig welche.

Allmählig fängt sich an *Eine Begierde von der andern auch im Bewußtsein zu scheiden*.

Nicht mehr blos instinktmäßig greift das Kind nach dem Nächsten, weil es das Nächste ist. Es will ein bestimmtes Gefühl und weiß schon, daß dieses mit gewissen Gegenständen verbunden ist, von denen es Vorstellungen im Gedächtniß hat, und die es nun aufsucht und haben will.

Den Geruch ausgenommen, haben nun nach dem ersten Jahre alle Kräfte einen gewissen Grad der Ausbildung erlangt, daß die Schritte schneller und deutlicher in die Beobachtung fallen.

Sind anfangs alle Sinnen- und andere Thätigkeiten, um ein nicht unpassendes Gleichniß zu brauchen, gewissermaßen breiartig durch einander gemengt,

so haben sie nun schon eine Art Knorpelkonsistenz gewonnen. Es ist ein Kern da, welcher leichter Festigkeit gewinnt, und an welchem das Wachsen, so zu sagen, einen Halt hat.

Nun geht es vorwärts, daß es eine Freude ist. Man kann dem Fortschritt des Kindes folgen, weil, ob nun gleich im Menschen sein Leben lang alles in einander greift, doch die verschiedenen Strömungen seiner Thätigkeit mehr gesondert auftreten.

Die unzähligen kleinen Erfahrungen der verschiedenen Sinne haben sich wechselseitig so weit unterstützt, daß die Verhältnisse der Dinge schärfer gefaßt und zu weiterer Vergleichung festgehalten den Begriff des Zusammengehörigen und Ganzen vorbereiten. Die gehörig von einander unterschiedenen Dinge erscheinen neben einander im Raume des Gesichtskreises ihn ausfüllend, und dieser selbst als Ganzes wird nun wahrgenommen.

Die Verhältnisse der Entfernung haben bei nahen und gewöhnlichen Gegenständen durch die Ortsveränderung des Kindes schon einen hohen Grad der Klarheit, die sich in den ersten Jahren, wenn Gelegenheit zur Uebung im Freien vorhanden ist, über weite Distanzen erstreckt.

Eben so sind nun aus dem verworrenen und verwirrenden Geräusch der durch- und in-einander brausenden und klingenden Töne, die Laute klarer hervorgetreten und ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Silben werden zu Objekten der Beobachtung und

zergliedern sich in die einzelnen Laute oder setzen sich aus diesen zusammen.

Der Takt und Rhythmus in der Folge der Worte, die noch immer in ihrer weit überwiegenden Anzahl als bloße unverstandene Laute erscheinen, werden mit bestimmterm Wohlgefallen aufgefaßt und einer vom andern unterschieden.

Die Freude an der Musik wird auffallender. Es ist gewiß falsch, wenn man, wie Schwarz in seiner trefflichen Erziehungslehre, das Wohlgefallen an der Musik bis ins dritte Jahr hinausschiebt.

Es kommt nur darauf an, was man Musik nennt. Soll nur unsere künstliche so heißen, wo allerlei Instrumente Ohren verwirrend durch einander lärmen, so möchte vielleicht das dritte Jahr noch ein viel zu früher Zeitpunkt sein.

Den Menschen ergreift am nächsten und mächtigsten, was ihm selbst am ähnlichsten ist. Und die größte Gewalt hat das Einfache, nicht etwa nur im Kinde, welches das reich Componirte ganz und gar nicht fassen kann.

Das einfache Miserere der Sixtinischen Kapelle ohne alle Instrumental-Begleitung macht selbst auf die abgestumpften und verkünstelten Gehörwerkzeuge der der Natur fremd gewordenen Menschen noch immer eine Wirkung, wie keine andere Musik der Welt.

Also das gesungene Lied ist die Musik des Kindes, und die verfehlt ihre Wirkung, welche sie schon am Säugling bewährte, um so weniger an dem einjährigen Kinde.

Ehe es laufen, ehe es reden kann, lauscht es ihr mit einer oft das Bedürfniß vergessenden Aufmerksamkeit, und kann es einmal Worte sagen, so wird es wohl diejenigen Liedweisen, die ihm am meisten gefallen, selber verlangen, indem es einzelne Silben daraus nennt, um zum Vorsingen derselben aufzufordern.

Das Melodische des Tones für sich wird schon von ihm bemerkt, und wenn Jemand Töne auf der Clarinette bliese, welche doch der Menschenstimme am nächsten kommt, würde das Kind wohlgefällig hinlauschen, wie es sich freut, einen Stimmhammer in Absätzen anschlagen zu hören.

Und so werden auch die Vorstellungen des Tastsinns und des Geschmacks nunmehr bestimmt, und alle diese genau aufgenommenen Sinneneindrücke haften bei der häufigen Wiederholung in der Erinnerung. Um so ausgeprägter sind nun die Gedächtnißvorstellungen von den Dingen, welche durch mehrere Sinne zugleich und von mehreren Seiten aufgefaßt wieder mit einander in Verhältniß getreten sind.

So hat die Vorstellung der Richtung durch das Ohr eine größere Schärfe erlangt, und die Entfernung wird nach und nach an der Stärke des Tons, wie an der Schärfe des Umrisses und der Größe der Figur und der Helle und Dunkelheit der Farbe gemessen.

Da nun diese allgemeinen Verhältnißvorstellungen, wie ein Netz fester Fäden in dem Gedächtnisse

aufgespannt sind, so haften daran unzählige Erinnerungen, um einen täglich reicher werdenden Einschlag zu geben.

Und ist es einmal so weit, so lassen sich bei aufmerksamer Beobachtung sogar schon die Anlagen zu den verschiedenen Arten des Gedächtnisses unterscheiden, welche der Vorliebe und Aufmerksamkeit entsprechen, womit die Objekte eines Sinnes, diese oder jene Art von Gegenständen vor denen der übrigen aufgefaßt werden.

Sogar die Verschiedenheit des Geschlechts übt hier einen Einfluß aus. Denn man hat Gelegenheit zu bemerken, daß in der Regel den Mädchen mehr Personengedächtniß, den Knaben hingegen mehr das der Sachen eigen ist.

Um in dem frühern Gleichnisse fortzufahren, können wir sagen: wie dieser oder jener Faden in dem Gewebe der Gedächtnißvorstellungen angezogen wird, erscheinen die daran haftenden Erinnerungen vor den übrigen hervorspringend.

Alles aber würde dem zufälligen Einfluße anheimgestellt bleiben, wenn sich nicht ein Mittel oder Vehikel darböte, welches, mehr in die Gewalt des Kindes gegeben, erlaubt, jene Fülle mit Freiheit zu beherrschen

. Ein solches ist der Laut, zu dessen Hervorbringung nichts als der beim Athmen ohnehin herausgeblasene Hauch nebst einer gewissen Stellung der Mundtheile gehört, und der nun dem Gehör entspre-

chend für Andere jener oben angegebene äußere Einfluß wird.

Laut und Vorstellung sind in einer so innigen Verbindung, wie Stimme und Empfindung, wo eine die andere instinktmäßig hervorruft.

Haben sich die Gegenstände bestimmt gesondert, haben sich bestimmte Laute mit ihnen verbunden, daß eines das andere im Gedächtnisse weckt, so wird bei der durchaus nach außen strebenden Thätigkeit des Kindes, wie der Laut die Vorstellung des Dinges, gewiß auch diese wieder den Versuch, jenen Laut hervorzubringen, mit einer Art von Nothwendigkeit hervorrufen.

Der Name gehört bald so zur Sache, daß sie erst dann in ihrer vollkommenen Schärfe aufgefaßt wird, wenn sie ihn erhalten hat, und der Name ist wieder in der am Sinnlichen haftenden kindlichen Seele gleichsam nur sein eigener Schatten, ehe er im Laute dem Ohre wirklich wird.

Daher sehen wir, daß Kinder allem und jedem Namen geben — freilich nicht den in der Sprache der Erwachsenen — und ihn bei der Beschäftigung mit dem Ding aufmerksam wiederholen.

Die Sympathie, der Drang mit Andern im Verhältniß zu sein, wirkt mehr noch als der Nachahmungstrieb zu dem Bestreben, die Worte der Erwachsenen nachzulallen. Ohne diesen Trieb, ohne das Bedürfniß, sich mit ihnen zu verständigen, würde das

Kind ohne Zweifel die Dinge auch benennen, aber es würde sich noch lange nicht aufgefordert fühlen, die Worte Anderer nachzusprechen.

Nun aber drängen dazu drei Dinge: erst das Streben, verstanden zu werden. Und da das nur unvollkommen gelingt, wenn das Kind sich der selbst gebildeten Namen bedient, weil nicht alle und auch diese nicht von allen verstanden werden; so sieht es sich genöthigt, die nur ihm allein verständliche Terminologie aufzugeben, um jene fremde dafür anzunehmen.

Dies geschieht oft nur langsam und manche Kinder behalten noch lange, wenn sie schon recht wohl reden können, für gewisse Dinge die von ihnen erfundenen Namen bei; sie gewöhnen sich zuweilen nur schwer daran, eine Sache mit dem gewöhnlichen Namen zu benennen, wenn sie ihr früher einen selbstgeschaffenen beilegten.

Darum zeigt die Erfahrung, daß das Kind nicht selten zwei Sprachen hat, welche neben einander fortlaufen; eine selbstgebildete, die nur ihm verständlich ist, und die Muttersprache, die um dasselbe her gesprochen wird, durch welche es an ein bestimmtes Volk und Zeitalter angeknüpft ist.

Zweitens treibt bei weiterer Ausbildung die Neugierde die Kinder dazu, um auch ihrerseits die Mittheilungen der Andern zu verstehen.

Ein dritter Grund endlich, welcher freilich am Ende wohl für sich allein zwingend wäre, ist die

Masse der Gegenstände und Beziehungen und die eigene Unbehilflichkeit des Kindes in Erfindung von Lautzeichen, besonders bei dem beschränkten Vorrathe an Lauten, die es hervorzubringen im Stande ist.

Ohnehin wird nur bei einiger Uebung das Benennen so zum Bedürfniß, daß erst durch den Namen die Vorstellung rein ausgeprägt in's Gedächtniß tritt, die sonst immer noch viel Unbestimmtes, Verschwimmendes hat

So nennt das Kind anfangs die Dinge blos für sich selbst, wie es die Glieder rührt, um sich zu bewegen, nicht um etwas zu bewirken; erst später wird ihm das Sprechen Mittel der Verständigung, aber ein so liebes, daß es sich nun gar nicht mehr davon trennen, daß es immer plappern und hören will.

Und damit gehen nun auch alle sympathetischen Gefühle und Neigungen erst recht in ihm auf.

Die Ordnung, wie das Kind die Laute hervorbringt, ist die: von den Vocalen erst das **a**, **e**, **o**, **u**, natürlich vom **a** aus anfangs unbestimmt, erst nach und nach entschieden gesondert; der letzte Vocal ist **i**.

Von den Consonanten ist **m** der erste, welcher durch **w**, in **b** und **p** übergeht.

Aber hier sei im Vorbeigehen unsere Verwunderung ausgedrückt, daß so Viele, welche über die Reihenfolge der Consonanten in der Sprachentwickelung geschrieben haben, die Bildung des **w** so spät ansetzen, Schwarz gar erst nach dem **t** und vor **r** und **s**;

es ist jedoch nach **m** so sehr der erste Mitlaut, daß es kaum diesem die Priorität zugesteht.

Dann kommt **d**, **t**, dann **l** und **n**, welches sich leicht mit dem **d** verbindet, ihm vorantretend; darauf **f** und die Gutturalen **h**, **ch**, **g**, **k**, wo **g**, **k** mit **d**, **t** häufig verwechselt wird.

Dem **s** und **r** ist ohngefähr gleichzeitig, später den Gutturalen Platz angewiesen, unter denen **ch** der späteste ist. Jedoch ist bei verschiedenen Kindern hierin ein Unterschied. Denn manche bringen einen dem **r** ähnlichen Ton, gleichsam ein auf halbem Wege stecken gebliebenes gleich unter den ersten Consonanten hervor, eben so die umlautenden Vocale **ä**, **ö**, **ü**; die eigentlichen Diphthongen aber kommen erst am Ende.

Die Vollkommenheit der Aussprache aller Consonanten wird erst in der Fertigkeit des eigentlichen Sprechens gewonnen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die Reihenfolge der Laute im Einzelnsten abzuwägen, noch weniger eine Tafel der Vocal- und Consonanten-Combinationen entwerfen zu wollen, wie sie nach und nach von der geübtern Gewandtheit der Sprachwerkzeuge hervorgebracht werden.

Manche Consonanten sind leichter in Verbindung mit andern auszusprechen, als allein, wie z. B. **n** am bequemsten und ersten vor nachfolgendem **d** zum Vorscheine kommt. Manche, die einzeln keine Schwierigkeit machen, wollen, hart an einander gestoßen, nicht heraus u. s. w.

Die einzelnen Silben endlich hervorgebracht, dienen als abgekürzte Wortzeichen, und diese wieder als Schlagworte für einen kleinen Gedanken-, Gefühls- und Begehrungs-Complex, der sich noch nicht im Detail auseinander legen kann, weil die Worte dazu fehlen, in denen jeder Theil eine objektive Existenz und sein Verhältniß zu den übrigen enthielte.

Aber auch so ist ein ungeheurer Vorschritt, vielleicht der größte im ganzen Verlauf der Kindheit geschehen: das Streben des Kindes ist nämlich wach geworden, und wirkt nun ohne Ruh' und Rast fort, so daß es seiner Vorstellungen Herr werden, sie auch festhalten, zugleich ordnen, nach Verhältnissen verbinden und willkührlich hervorrufen kann.

An Fertigkeit in der Wortartikulation wird das Kind noch lange jedem Papagei nachstehen. Aber der unbehilflichste Laut ist beim Kinde Sprache, beim Papagei die reinste Artikulation bedeutungsloses Automatengeplapper.

So gewiß das Kind zu einer Entwickelung reif ist, so gewiß kündigt sich dies von selbst an. Die Sprachkraft bricht, wie jede freithätige Kraft, unbewußt und unwillkührlich hervor. Mit dem Augenblicke, wo aus innerer Geistesbildung des Kindes die Fähigkeit zu sprechen sich entfaltet, so daß es aus ganzer Fülle strebt, die erhaltenen Vorstellungen außer sich zu reproduciren, das ist, in artikulirte Töne zu über-

setzen, kann das Sprechenlernen allerdings beginnen. Die Form, in welcher sich seine Sprache gestaltet, empfängt es von der Mutter. Sie ist hier die erste Bildnerin, oder wer ihre Stelle bei dem Kinde vertritt. Denn auf ihre Töne hört es wohl gern, welche es denn auch oft und vielmals sympathetisch nachzumachen sucht; ihr sieht es mit Interesse nach der Bewegung des Mundes und ermüdet nie darnach zu sehen, so wenig die Mutter ihrerseits des Vorsprechens müde wird.

Durch die Inspiration der Liebe, die, wie in so vielen Dingen, auch hier genieartig wirkt, erfindet sie allerlei Kunstgriffe und Erleichterungsmittel, welche in der Natur der Sache allerdings mit Nothwendigkeit begründet sind, indem sie sich ganz in das Wesen ihres Kindes hineinfühlt, aus ihm herausdenkt und aus ihm spricht.

Redselige Mütter, so munter und drollig mit ihrem Kinde sprechen, erweisen ihm, ohne es zu ahnen, eine große Wohlthat; denn ihre Töne wirken nicht nur auf sein Gehör, sondern bewegen sein ganzes Wesen, da sie Accente der Empfindung sind, die seelenvoll zu seiner Seele tönen.

Der erste Sprachunterricht aber besteht darin, daß man ihm den Gegenstand, der eben in seine Sinne fällt, auch nennt, daß man ihm nämlich durch Worte bezeichnet, was es sieht, hört, greift, u. s. w. Und wird dieses oft wiederholt, so tritt auch jedesmal bei Nennung des Namens der Gegenstand oder eine Thä

tigkeit, oder Eigenschaft desselben vor seine Seele, bis es ihn endlich auf einmal selber nachzusprechen versucht.

Die innerliche Anschauung ersetzt somit die äußerliche; das Kind hat somit für immer einen anschaulichen Begriff von dem Gegenstand, und verbindet ihn mit dem bloßen Namen, wenn er ausgesprochen wird. Es bringt denn also durch die innere Thätigkeit mit dem Worte auch den Begriff hervor.

Leicht behält es die Benennungen der sinnlichen Dinge seiner nächsten Umgebung und ihrer wahrnehmbaren Thätigkeiten und Eigenschaften. Aber es nimmt auch sodann Namen vieler Gegenstände in seinen Wortschatz auf, ohne daß man sich bemüht hat, sie ihm kenntlich zu machen. So lernt es auch, wenn es sinnliche Gegenstände mit Worten auszudrücken im Stande ist, die Benennungen nicht sinnlicher Gegenstände, von welchen sich jedoch nur eine Erklärung durch Worte geben läßt. Nicht minder lernt es nach und nach ohne eigentliche Anleitung allgemeine Begriffe, wie z. B. Ding, Sein, Werden u. s. w. ausdrücken; den Numerus oder die Unterscheidung des Einen von mehreren, namentlich, ob es sich selbst mit Andern zugleich, oder den Andern mit einem Dritten zusammendenkt, bezeichnen; die veränderlichen Verhältnisse und Beziehungen durch die verschiedenen Casus, Modos und Tempora bestimmen u. s. w.

Insgemein jedoch unterschiebt das Kind dem Worte einen weitern Begriff, wie es ihn auf seine eigene Weise für das Wort gebildet hat, und ge-

braucht z. B. den Eigennamen des nächsten Baches als einen Gemeinnamen für jeden Strom oder Teich; eben so trägt es den Namen des Haushundes auf alle Hunde über. Oft gebraucht es ein Wort in einer ganz andern Bedeutung, als man es gewöhnlich nimmt, und gibt diese erst dann auf, wenn es den Irrthum einzusehen vermag. Auch bildet es nach der Analogie für seine Begriffe Wörter, welche es noch nie gehört hat, wie es überhaupt sehr viele Eigenschaftswörter von selbst erlernt.

Man kann also im Allgemeinen sagen: was das Kind braucht, oder was seine Aufmerksamkeit vorzüglich erregt, sei es Thätigkeit, Eigenschaft oder Ding, wird von ihm früher bezeichnet werden, als was es weniger braucht, als was seine Aufmerksamkeit weniger erregt.

Mit der fortschreitenden Entwickelung der Sprache, wird das Kind auch verständiger, da in derselben die Operationen des Verstandes, welcher in ihm blos durch den Instinkt wirkt, allerdings ausgedrückt sind; daher auch das Sprechen beim Kinde zum Maßstabe seiner Geistesentwickelung dienen kann.

Ganz natürlich ist die Sprache des Kindes anfänglich äußerst arm, nur aus wenigen Worten bestehend, welche auch seine ganze Welt bezeichnen.

Die Sprache geht vom Einzelnen, vom Besondern aus; es besteht somit der ganze Satz aus Einem Worte, und zwar aus demjenigen, welches den Hauptbegriff des Satzes hat.

Alle Wörter sind bei dem Kinde zuerst einsilbig. Die erste Zusammensetzung, die es macht, ist die Wiederholung des gleichen Tons oder des gleichen einfachen Wortes, dann setzt es zwei verschiedene Töne zusammen u. s. w., und versucht endlich, wie seine Sprachkraft zunimmt, auch die Zusammensetzung der Wörter nach allen Richtungen, die in der Sprache liegen, auszudehnen.

Die ersten Worte des Kindes drücken sinnliche Gegenstände aus, und sind solchemnach Nennwörter, die es im Nominativ gebraucht; darauf folgen Verba im Infinitiv, welche eine sinnliche Handlung bezeichnen. Somit scheiden sich das Nomen und Verbum zuerst unter den Redetheilen aus. Aber es ist falsch, was man allgemein sagt, daß die Namen der Dinge immer das Erste sind, was das Kind auffaßt; vielmehr pflegt wohl häufig das erste Wort desselben so ziemlich der Name einer Thätigkeit zu sein, welche einem Bedürfnisse abhelfen soll. Nur freilich, daß das Kind, wenn es z. B. trinken will, sich selber den Namen macht.

Das Substantiv und das Verbum gestalten die beiden Pole des Sprachorganismus in seiner Bildung, zwischen denen alle übrigen Redetheile liegen und an die sie sich denn auch anreihen. Es verdient hier insbesondere angemerkt zu werden, daß das Kind erst spät dahin gelangt, in seiner Vorstellung die Beziehungen zu dem Sprechenden zu unterscheiden. Wie es sich aber selbst von den andern Dingen unterscheidet und

Ich sagt, so sagt es fast gleichzeitig damit auch Du, und durch diese beiden ersten Personen ist wohl auch die dritte, die vorher schon da war, unterschieden.

Eben so eignet es sich spät den Gebrauch der adverbialen Formwörter des Raum- und Zeitverhältnisses, wie hier und dort, gestern und morgen, schon und noch; der Hilfswerben des Modus, wie können und müssen und der Zahlwörter an.

Zu Ende des zweiten oder Anfang des dritten Jahres spricht das Kind schon Sätze.

Die ersten Sätze enthalten blos ein Substantiv mit dem Infinitiv eines Verbums oder einem Adjektiv. Späterhin aber treten mehrere Glieder eines Satzes auf, indem zwei Hauptwörter oder zwei Zeitwörter auf einander bezogen, dabei flektirt und die Beziehungsweisen durch Adverbien und Präpositionen ausgedrückt werden.

Endlich kommt es im dritten oder vierten Jahre zur Rede oder zum Ausdrucke einer Gedankenreihe. Es sind nun nicht mehr einzelne Worte, was das Kind spricht, sondern ganze Sätze, nur ist Subjekt und Prädikat darin noch nicht so genau bestimmt und vieles wird dabei im Sinne behalten, weil seine Sprache noch zu arm ist, um sie durchführen zu können; so spricht es denn einzelne Worte mit einer Menge unverständlicher Laute abwechselnd in einer Folge aus, theils weil wirkliche Lücken in der Gedankenreihe sind, zum Theil aber auch, weil noch viel Subjektives in seinen Aeußerungen ist, was sich nur

als dunkles Gefühl in ihm regt, und es noch nicht für alles die Worte gelernt hat.

Beim ersten Anfang des Sprechens macht das Radebrechen der Wörter das Kind für Mutter, Wärterin u. s. w. so liebenswürdig, und diese geneigt es beständig zu herzen und zu küssen, auch wohl durch Erfüllung jedes Verlangens zum kleinen Befehlshaber zu verziehen.

Diese Liebenswürdigkeit des kleinen Geschöpfes im Zeitraum seiner Entwickelung zur Menschheit muß wohl einerseits auf Rechnung seiner Unschuld und Offenheit aller seiner Aeußerungen, wobei noch kein Hehl und nichts Arges ist, geschrieben werden, andererseits aber auf den natürlichen Hang der weiblichen Umgebung zum Wohlthun an einem einschmeichelnden Kinde, welches fremder Willkühr so ganz überlassen ist, da ihm eine Spielzeit gegeben wird, die glücklichste unter allen.

Von Tag zu Tag wird die Sprache bestimmter und regelmäßiger, die Deklinationen und Conjugationen formen sich, und zu den bereits vorhandenen Redetheilen kommen allmählig noch die Pronomina, die Binde- und Empfindungswörter hinzu, so daß im vierten oder fünften Jahre die Rede des Kindes ausgebildet wird.

Und wenn es vorher, um den Ausdruck der Sprache, wo diese noch nicht hervortrat, einigermaßen zu ersetzen, oder sodann ihn zu verstärken, und wenn er unvollkommen war, ihn zu ergänzen, sich der Geber-

den bediente; so gibt es sie nun wiederum auf, sobald es dafür Worte zu gebrauchen weiß: die Geberden- und Mienensprache macht also der Tonsprache Platz.

Auf diese Weise besitzt das Kind schon einen ziemlichen Sprachvorrath, wenn es anders nicht vernachlässiget worden; es kann über eine Menge Sachen reden und vielerlei Verhältnisse angeben und ganze Sätze zu kleinen Perioden verbinden, indem es die Worte so flektirt und ordnet, wie es das innere Verhältniß der dadurch bezeichneten Vorstellungen erfordert.

Wenn man das Kind beobachtet, findet man, daß es in dem, was es durch die Sinne wahrnimmt und was sein Gemüth erregt, nur wenige Worte macht, was sich jedoch bei ihm ganz anders verhält, wenn die Einbildungskraft mit im Spiele ist: es sei nun bei Gegenständen der Erinnerung oder der Phantasie. Eben so findet man, daß es in seinen Ausdrücken auch naiv zu sein pflegt, da es gewöhnlich Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künstlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Namen und auf dem kürzesten Wege benennt.

Die Sprache des Kindes ist anfänglich eine bloße rücksichtslose Mittheilung, wozu die Empfindung treibt, und gemeiniglich mit einem Begehren verbunden, das heißt mit irgend einer Aufforderung an Andere; allmählig aber will es bald seine Empfindung mittheilen, bald verlangt es bestimmt etwas

und endlich kommt es dahin, daß es etwas wissen will. Selten wird man aber von jüngern als dreijährigen Kindern viel fragen hören.

Der Mensch *spricht*, weil er *denkt* und *schweigt*, weil er *will*.

Das Kind hat jedoch eigentlich noch kein Wählen und kein Wollen, daraus ganz natürlich folgt, daß sein Denken unmittelbar ins Sprechen übergeht und, da seine Vorstellungen in schneller Folge wechseln, ihm auch *Redseligkeit* eigen ist. Das ist nun einmal Griff und Gang der Natur; deßhalb der Instinkt auch beim Kinde den Correpetitor macht, der es drängt und treibt zu sprechen, theils um die willkührliche Hervorbringung der Worte in seine Gewalt zu bekommen, theils sie durch öftere Wiederholung desto tiefer dem Gedächtniß einzuprägen, theils weil dadurch die Seele um so mehr in Thätigkeit gesetzt und in den mannigfachen Combinationen ihrer Vorstellungen geübt wird. Das Kind gebraucht nun dies unwillkührlich und unbewußt zu seinem Nutzen und Vortheil. Denn Denken und Sprechen stehen unter sich in der vollkommensten Harmonie, ja sie sind im Kinde Eines und Dasselbe.

Ohne Rückhalt sein Inneres ausplaudernd, läßt es auf den klaren Grund seiner Seele sehen, in welchem nichts Verborgenes liegt; es fühlt den Moment und wird zum reinen Spiegel desselben. Es bemüht sich weder etwas zu sein, noch zu scheinen, was es nicht ist; sondern es läßt sich unbefangen

sehen und will in heiterem Frohsinn die Knospen seiner Kräfte frei entfalten.

Nichts ist darum widersinniger und zeigt mehr die gänzliche Unbekanntschaft mit der Natur des Kindes, als wenn man ihm verbietet, etwas Andern zu sagen; seiner Seele ist die Verstellung, wie die mancherlei Rücksichten des Lebens ganz und gar fremd. — Je offener es ist, deste wahrer wird es werden.

Sobald das Kind einmal die Sprache gewonnen, ist es nun auch schon eher möglich, die verschiedenen Neigungen und Richtungen, welche einst zum Charakter werden können, wahrzunehmen.

Wo aber die geistige Kraft so vielerlei Gegenstände hat, um sich daran zu üben, wo das Gedächtniß von einer verhältnißmäßigen Masse von Vorstellungen angefüllt ist, und das Sprachvermögen immer entschiedener das Mittel wird zur Beherrschung dieses Reichthums von Eindrücken, Empfindungen, Begierden und Bestrebungen, kommt nach und nach Ordnung und freies Schalten in diese Fülle.

Nun wird auch unverkennbar hervortreten, welche Triebe überwiegen: ob die sinnliche Lust an Speise und Trank, von denen kein anderes Interesse leicht abzieht, oder das Interesse am Sichtbaren und Hörbaren u. s. w.

Der Grad der Neigung und Sympathie, das Bedürfniß der Geselligkeit wird in verschiedenen Kindern verschieden sein. Trägheit und Lebendigkeit,

hier mehr körperlich, dort mehr psychisch, lassen sich nun nicht verkennen.

Das Streben, dasjenige, wodurch die Seele angezogen wird, nach freier Willkühr genießen zu können, macht zum Habenwollen, was früher nur ein Sehen- und Greifenwollen war.

Und wo die Begierde nach einer Art von Besitz sich regt, findet einerseits freundliches Mittheilen und Schenken, andererseits Neid, eigensüchtiges Selbstbehalten Statt, Eigensinn, Zorn — und die ganze Liste menschlicher Affekte sind im Keime vorhanden.

Sogar schon Spuren von Ehrbegierde, in der Freude am Lobe und der Beschämung beim Tadel bemerkt man. Denn beides wird instinktmäßig erkannt, wenn auch die lobenden und tadelnden Worte noch größtentheils unverstanden bleiben.

Es ist daher gewiß nicht übertrieben, wenn man die ersten drei Jahre des Kindes als den wichtigsten Abschnitt in der ganzen Erziehung betrachtet.

Wie die Kraft des Kindes wächst, fühlt es sie in den Wahrnehmungen aller Sinne als auffallende Thätigkeit noch stärker als Streben auf Andere einzuwirken.

Es fühlt sie in einer gewissen Freithätigkeit der Erinnerung, wenn es einmal Raum und Zeit aufgefaßt und besonders die Abschnitte der letztern als Tag- und Nachtfolge bemerkt hat; wenn es endlich durch die Sprachentwickelung, als Gegensatz und Abdruck jener äußern Anschauungen, eine ganze

Bilderwelt in seinem Innern, wie in einem Archiv, aufgespeichert hat, worin es hausen und schalten kann.

In Allem fühlt es die Aeußerung eigener Kraft, alles Andere wechselt mehr oder minder. Diese eigene Kraft bleibt aber dieselbe, ja wird dieselbe bleibend immer stärker und fühlbarer. — Diese sieht, hört, greift, schreit, lacht, spielt u. s. w.

Das Kind, das allen Dingen Namen gibt, ha den Namen gelernt, welchen ihm die Erwachsenen geben. Dadurch ist es sich selber objektiv geworden, als auch ein Vorhandenes, ein Ding unter den vielen andern Dingen. Nun erst kann es auf sich aufmerken, von sich reden. Es ist sich ein das, wie die Andern das und es. Zwischen dem zweiten und dritten Jahre lernt es endlich, was die Andern mit dem Ich meinen, und begreift, daß dieses ihm nächste es eben sein eigenes Ich ist; kurz, es weiß sich und damit ist das Selbstbewußtsein entschieden.

Freilich ist dieses noch unvollkommen, aber doch specifisches Selbstbewußtsein, wodurch es sich von allen äußern Dingen zu unterscheiden im Stande ist. Damit ist denn auch der Mittelpunkt für die Erinnerungen gegeben. — Von da an hat das Kind sich selbst gefunden. Es ist somit auf eine jedem Thiere auf Erden unerreichbare Stufe in der Leiter der Wesen getreten.

Und wenn die Erinnerung zu dem gehört, was man Unsterblichkeit nennt, so ist es wohl nicht zu kühn

zu behaupten, nun erst sei das Kind eingetreten in die wahre Unsterblichkeit.

Einmal zum Selbstbewußtsein gelangt, kann es sich nicht mehr verlieren, und wenn es ewig dauert, so besitzt es sich selbst ewig und unverlierbar als dieses bestimmte, dieses selbige Wesen.

Vor dieser Zeit gestorben, würde es zwar auch seine Existenz nicht verloren, sondern nur geändert haben; aber für sein eigenes Wissen hätte sie erst nach dem irdischen Tode begonnen.

Dieser Abschnitt in der Entwickelung des Kindes ist so ungeheuer, daß in der ganzen Dauer des Lebens wohl nur noch der sich ihm vergleichen kann, ihn aber freilich auch weit überbietet, wo es sich einmal entscheiden wird, ob sein Weg zur Sonne der Idee hinaufgehen, oder ob es fort und fort engherzig in der Haft seines Egoismus im Staube kriechen soll.

Mit dem Lichtpunkt im dämmernden Leben, mit dem Worte Ich geht der erste Morgen in der Seele des Kindes auf. Und wenn es vorher sich blos fühlte, so darf man mit gutem Fug behaupten, daß es jetzt auch sich selbst zu denken beginnt.

Von dem Tage an, da das Kind anfängt Ich zu sagen, bringt es sein geliebtes Selbst, wo es nur immerhin kann, zum Vorschein.

Der Egoismus, welcher, so zu sagen, eigentlich zu seiner Natur gehört, da es, um eine sichere Grundlage des Lebens zu gewinnen, Alles auf sich beziehen muß, schreitet gewöhnlich unaufhaltsam fort.

Wie oft bemerkt man daher auch, daß Kinder nur ungern einander persönliche Vorzüge zugestehen, noch weniger schöne Spielsachen, Zuckerwaaren u. s. w.

Häufig hört man den Knaben sagen: „ich bin doch größer" und das Mädchen „ich bin doch schöner"!

Das Kind von fünf oder sechs Jahren sagt schon „wie ich noch klein war."

Aber noch mehr. Das Kind hegt noch kein allgemeines Mitgefühl. Eben deßhalb bemerkt man, daß es hart gegen Thiere ist und beim Verluste der Eltern oder Geschwister gleichgültig bleibt. Letzteres ist wohl Naturanstalt, daß nämlich ein solcher Schmerz machtlos an ihm vorüberzieht, dem es allerdings, wenn er es ergriffe, doch nur unterliegen müßte.

Man bemerkt ferner, daß das Kind noch nicht geeignet ist, fremde Rechte anzuerkennen, daß es sich alles zueignen möchte, und auf seiner Willkühr trotzig beharrt, da es für Gegengründe noch keinen Sinn hat.

Indem auf solche Weise das Kind an der Scheidungslinie von Gutem und Bösem wandelt, hat andererseits die Natur ihm in seinem Innern, wo der Keim der Sittlichkeit, die auf eine höhere Freiheit und Kraft hinweis't, sich zu entfalten beginnt, ein mächtiges Gegengewicht dadurch gegeben, daß es ein weiches und bildsames Herz besitzt, welches regsam genug und empfänglich für die Worte der Eltern oder derjenigen, die ihre Stelle vertreten, sich nach denselben artet und gern an eine bestimmte Richtung sich gewöhnt, kurz: daß es sich erziehen läßt.

In der Mutter lernt das Kind die Liebe, in dem Vater den Ernst kennen; Liebe und Ernst aber sollen es gemeinschaftlich erziehen, daß der Egoismus nicht überhand nehme und zur Schmarotzerpflanze werde, welche die sprossende Kraft des Guten im Gemüthe erstickt.

Je stärker der Geist wirkt, desto mehr wird nun alles, was das Kind thut, von ihm abhängig; er gibt also jeder Thätigkeit ihre Rolle.

Wenn zwei das Nämliche thun, so ist es nicht das Nämliche, sagt ein altes wahres Wort.

Wie viele Thiere haben schärfere Sinne, als der Mensch; aber wie so ganz anders braucht sie dieser.

Von der freithätigen Aufmerksamkeit ist bei Thieren nur beinahe die Rede, wo es das Habhaftwerden der Nahrung gilt, höchstens noch etwas davon in den Augenblicken angenehmer Erregung beim Spiel.

Beim kleinen Säugling von wenigen Monaten ist der aufmerkende kluge Blick schon sichtbar.

Das Kind läßt das Bild des Gegenstandes nicht blos auf die Retina fallen, etwa wie auf einen Spiegel, es will ihn kennen lernen, untersuchen, beobachten, damit experimentiren; es fühlt, so zu sagen, ein uninteressirtes Interesse daran.

Und weil der Sinn des Gesichts die meisten Gegenstände ihm vorführt, ja immerfort eine unermessene Menge, so gibt es seinem Geiste den meisten Stoff, und der Geist braucht dieses Instrument so unaufhörlich, daß offenbar dadurch die andern Sinne zurückbleiben.

Ja sogar das Gehör erlangt weit später die gehörige Feinheit (musikalische Talente ausgenommen), weil es nur nebenbei geübt wird, indeß im Auge, auf dessen Netzhaut sich das Ganze des Himmels und der Erde abbildet, die Hauptthätigkeit wirkt.

Von allen Sinnen aber ist keiner so uneigennützig objektiv, als eben das Gesicht.

Der Tastsinn wird fast einzig und allein im Dienste des Sehens ausgebildet.

Der Geschmack als der niedrigste von allen Sinnen, obwohl der Natur nach als der Handlanger der Erhaltung der gewaltigste, kann die Aufmerksamkeit so wenig fesseln, daß für ein Kind beim Essen und Trinken, das Essen und Trinken die Hauptsache bleibt, daß es, so zu sagen, nur in Bausch und Bogen schmeckt. Denn so sehr das Kind eine oder die andere Speise, und instinktmäßig das nur seinem Lebenszustande angemessene Süße und Milde liebt, so ist es doch leicht, seine Aufmerksamkeit davon abzuziehen, und die Feinheiten der Wohlschmecker gehen im ganzen Kindesalter unbemerkt über die Zunge.

Noch mehr trifft diese Zurücksetzung den Geruch. Dieser stellt sich auch später in der Nase des Kindes ein, und bleibt das ganze Alter desselben hindurch verhältnißweise zurück, ja bei Tausenden von Erwachsenen bringt er es das ganze Leben lang nicht viel weiter. Es ist der Sinn, mit welchem der Geist am wenigsten anzufangen weiß, von dem am wenigsten zu lernen, durch den am mindesten auszurichten ist.

Nur das Gehör steht ebenbürtig dem Gesichtssinn zur Seite. Denn nach der Aneignung der Sprache, wo der Geist unmittelbar zum Geiste durch das Ohr reden kann, sichert nur die Ununterbrochenheit des Gebrauchs, die frühere Gewöhnung und der eigenthümliche fröhliche Reiz des Lichts dem Auge seinen ursprünglichen Vorzug.

In Bezug auf Sinnenthätigkeit ist also das Kind ganz vorzugsweise Aug und Ohr, und seine Seele ganz vorzugsweise an Aug und Ohr gewöhnt.

Das reiche vielgestaltige Leben der Natur, die Schöpfung Gottes, erzieht und übt mit Macht den Gesichts- und Gehörsinn, und bietet dem Kinde vom Morgen bis zum Abend so viel zu sehen, zu hören und zu unterscheiden dar, daß es schon davon allein, wäre es auch von keiner andern Thätigkeit, des Abends einschlafen muß, und wenn es am Morgen aufwacht, so bringen Licht und Schall ihm wiederum Neues entgegen. Selbst alltägliche Gegenstände erscheinen dem Kinde wenigstens bis zum Ablauf dieser Periode noch unter neuen Formen; sie verschaffen daher seiner Aufmerksamkeit neue Anschauungen, und regen seine Geistesthätigkeit zu neuer Anstrengung an.

Jedweder Tag läßt das Kind mehr Bekanntes wieder finden, und trägt denn auch dazu bei, daß es sich auf solche Weise im Wiedererkennen übt.

Aug und Ohr sind also die beiden Kanäle, durch welche die meisten Vorstellungen der Seele zuströmen.

Wie eng gemessen, wie winzig klein ist die Sphäre der übrigen Sinne.

Aber die bei weitem größte Masse von Ideen, namentlich fast alle Ideenverbindungen und Combinationen, werden durch die Sprache und das Ohr gewonnen.

Uebrigens hat das Gehör, abgesehen von dieser mehr objektiven Seite, noch eine innerliche, dem Gefühle und dadurch dem Höhern und Geistigen zugewendete Seite. Das Gefühl, das specifisch menschliche Gefühl, wird durch das Gehör angeregt und genährt.

In allen diesen Dingen würde ein taubes Kind hinter dem hörenden offenbar noch viel weiter zurückbleiben, wenn nicht die sorgfältigere Benützung des nach Abzug des bedeutenden Faktors — des Gehörs — noch übrig Bleibenden den Schaden wieder einigermaßen ausgliche. Denn wie der Reichthum der Mittel alles erleichtert, und wo weniger gegeben ist, auch damit ausgereicht und Rath geschafft werden muß, ist auch ohne alles Bewußtsein des Zweckes im Kinde durch die Natur der Sache die genauere Benützung des Gegebenen geboten.

So gelangen Taubstumme zu einer Feinheit des Gesichts und einer Schärfe des Blicks, Blinde zu einer Feinheit des Tastens und Gehörs, wovon Menschen mit allen Sinnen sich sonst kaum eine Vorstellung machen können.

So schwierig es ist, zu scheiden, was Gott verbunden hat, und die Thätigkeiten, welche in der Wirklichkeit im glücklichen Bündniß ungetrennt mit einander wirken, vereinzeln zu wollen; so ist es doch

nöthig, durch solche Trennung die Betrachtung zu erleichtern. Und so sollen uns denn die bei dieser Methode unvermeidlichen Wiederholungen nicht abhalten. — Es ist wie bei der Geschichtschreibung, die synchronistisch, wie ethnographisch, ohne Uebelstände nicht möglich ist. Nun denn also zu dem Uebrigen.

Obwohl die spontane Thätigkeit schon beim unwillkührlichen Wahrnehmen vorhanden sein muß, indem diese nichts ist, als die Erzeugung eines Bildes der Seele, welche Kraft ist, — also eigentlich die durch Aeußeres angeregte, aber von der Seele selbst vollzogene Erschaffung eines Bildes, so wird diese Spontaneität im unwillkührlichen Wahrnehmen doch von Vielen gar nicht bemerkt, und könnte von manchem gemeinen Manne wohl gar geläugnet werden.

Aber der Grad von Freithätigkeit in der Seele, bei welchem ein Verkennen, ein Mißverständniß gar nicht mehr statt finden kann, ist die Aufmerksamkeit, das freie Hinrichten der Seele auf etwas, mit dem bewußten Verlangen, ein bestimmtes Bild zu erzeugen, indem unter der Menge des Sinnlichen etwas von dem andern unterschieden werden soll, oder ein schon Gewordenes näher zu bestimmen ist.

Die Aufmerksamkeit des Kindes wendet, indem in einem vorläufig im Ganzen aus der Masse ausgeschiedenen Dinge nun diese Unterscheidung weiter verfolgt wird, sich natürlich vor allem, ja lange Zeit ausschließlich den sinnenfälligen Gegen-

ständen zu, und unter diesen zuerst denjenigen, welche durch das Gesicht und Gehör wahrgenommen werden, da diese beiden Sinne, vorzüglich das erstere, die klarsten, häufigsten Vorstellungen vermitteln, ohne daß jedoch der Tastsinn ausgeschlossen wäre, und der Geschmack und der Geruch, wie sie nach und nach hervortretend sich gleichfalls mehr oder minder Geltung zu verschaffen wissen.

Die Theilung in die für die aufmerkende Kraft möglichen Richtungen gewährt dieser die Freiheit in ihrer Beweglichkeit, und dadurch die Möglichkeit sich selbst bei der Auswahl unter diesen Richtungen zu beobachten, beim Abweisen der einen, Aufnehmen der andern, beim Vergleichen der Resultate, wobei manches fallen gelassen, anderes hervorgehoben wird; mit Einem Worte: es ist durch diese Mannigfaltigkeit der Richtungen schon am Selbstbewußtsein vorgearbeitet, gleichsam der Grund dazu gelegt.

Dieses Vergleichen, Zurücklegen, Festhalten, Hervorrufen, Trennen und Binden der Vorstellungen vermag nur zu geschehen durch beständige Beihilfe des Gedächtnisses und der Phantasie.

Wir verstehen unter jenem durchaus die fortdauernde Disposition schon gehabte Vorstellungen zu erneuern — nämlich das Erinnerungsvermögen, — unter Phantasie aber, die hier noch im Allgemeinen genommen wird, das Gebahren mit jenen Vorstellungen, zum Behufe neuer Vorstellungen, die in so fern sie aus aufmerksamer Zusammenstellung hervor gehen, schon

Begriffe heißen dürfen und müssen, wie groß auch der Unterschied ihrer Schärfe von denen eines Philosophen sein mag.

Dadurch vor allem ist das Denken des Kindes vor dem siebenten oder achten Jahre von dem Denken des erwachsenen Knaben unterschieden, und charakterisirt, daß jenes durchaus am Concreten haftend, verhältnißmäßig weniger abstrahirt, und sonst nur die sinnenfälligen Eigenschaften eines Dinges mit den entsprechenden eines andern zusammenstellt.

Die Erkenntniß des Kindes ist also nothwendig nach außen gewendet und auf das Sinnliche gerichtet, in ihm entscheiden allein die Sinneneindrücke; der Verstand desselben steigt durch Abstraction vom Einzelnen zum Allgemeinen auf, bleibt jedoch mehr beim Sinnlichen und Wirklichen stehen. — So faßt es im vierten oder fünften Jahre Begriffe von den Zahlen, aber blos in so fern es sie an Objekte knüpft.

Die rein sinnliche Welt, nämlich die nach Allgemeinbildern oder Begriffen geordnete Welt der in der Anschauung gegebenen, im Gedächtnisse aufbewahrten Einzelndinge, ist das vor wiegende Gebiet der Seelenthätigkeiten das ganze Kindesalter hindurch.

In dieser Anschaulichkeit des Denkens, welchem Mancher vielleicht den Namen des Abstrahirens ganz absprechen möchte, wird das Kind durch die Art seines Gedächtnisses und seiner Phantasie unterstützt, welche letztere selber noch immer nur gleichsam das durch irgend einen Anstoß in Bewegung gebrachte Gedächt-

niß ist, während dieses mit den Sinnen die ganz ungeschwächte Frische des kindlichen Lebensalters theilt.

In diesem ganzen Processe wird die Seele zumeist durch die Vorstellung der Raumverhältnisse unterstützt.

Der Raum ist gleichsam der Canevas, das Grundirtuch, das Gewebe, worauf denn die Gesichtsvorstellungen aufgetragen werden, und deutlich von einander getrennt, jene Klarheit gewinnen, welche das verworrene Ineinanderschwimmen hindert.

Im Raume stehen die Gesichtsvorstellungen scharf getrennt gleichzeitig neben einander. Damit ist eben so die Vergleichung ermöglicht, als dem zeitweiligen Fallenlassen einzelner Theile die Hand geboten, ohne daß ein Vergessen und gänzliches Verlieren zu befürchten stünde.

Gleichsam symbolisch werden diese Raumverhältnisse dann auf alle andern Sinnenvorstellungen übertragen.

Ohnehin knüpfen sich diese alle an die Objekte des Gesichts, und so ist es auch ganz natürlich, daß auch sie selbst, wenn sie abgesondert von den Dingen festgehalten werden, dem Gedächtnisse in der Ordnung eingeprägt bleiben, in welcher die sichtbaren Dinge aufgefaßt wurden, mit welchen sie ursprünglich vereinigt waren.

Man kann nie genug bedauern, daß bis zur Stunde noch so wenig beobachtet worden ist, wie sich die Welt in der Seele des Blindgebornen abprägt.

Freilich ist die Sache ungeheuer schwierig, weil die Blindgebornen die von Sehenden erfundene Sprache lernen, und, indem sie sich ihrer bedienen, im Grunde fast mit jedem Worte etwas anderes sagen, als sie eigentlich ausdrücken wollen, und als die Sehenden beim Anhören dieser Worte denken.

Doch bei treuer unermüdeter Beobachtung, wenn man nur immer im Auge behielte, welche Eindrücke der Blindgeborne haben kann, und welche ihm fehlen müssen, wäre die Sache keineswegs unmöglich.

So viel scheint gewiß, daß, wie so viele Grundbegriffe bei dem Blindgebornen aus andern Hauptelementen zusammengesetzt sind, so auch ihre deutliche Unterscheidung auf ganz anderem Wege erzielt werden muß, als bei sehenden Kindern.

Der vor den Augen ausgebreitete Raum wird bei uns Sehenden gleich einem Riesentuche für die Bilder der Zeit auch in entgegengesetzter Richtung ausgeworfen, so daß die Zeit, als ein den sichtbaren Raum, wo alles gleichzeitig ist, durchschneidender Raum sich darstellt, oder vielmehr, daß der gleichzeitige sichtbare Raum wie ein Flächendurchschnitt in dem unendlichen Raumkörper erscheint, als welchen sich die Zeit oder vielmehr die Welt, das Dauernde in der Zeit darstellt.

Die Abstände der zeitlichen Dinge, die Zwischenräume in der Zeit, können ohne Vorstellungen des sichtbaren Raumes nur weit unvollkommener unterschieden werden.

Die Vergangenheit wird nur durch die sie erfüllenden Dinge gemessen, so daß die Zeit gleichsam zusammenschrumpft, wo sie leer ist, und ihre Länge sodann nur an den vorragenden Punkten der erfüllten gemessen werden kann.

Wie es auch bei den Blindgebornen sich verhalte, auf jeden Fall, da das Princip natürlich das Nämliche bleibt, muß die Zusammenschrumpfung der Zeitentfernungen in der Phantasie oder dem Gedächtnisse, ehe der messende Verstand berichtigend hinzutritt, weit bedeutender sein, als bei Sehenden.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserem Gegenstande zurück.

Sind nun gleich in dieser Periode die Geschlechtsverschiedenheiten im Charakter des Denkgeschäfts bemerklich, tritt doch nicht dieser Gegensatz in der Art in einer solchen Schärfe hervor, daß er besonders geltend gemacht werden könnte.

Es ist schon gesagt, daß die Phantasie (reproduktive Einbildungskraft) zuerst als Vorstellung des Dageweseenen, gewissermaßen als Gedächtniß auftritt; dann als Beweglichkeit und Leben in den Bildern desselben, so daß man die kleinen unwillkührlichen Veränderungen, welche bei der Reproduktion dageweseener Vorstellungen darum eintreten, weil das Bild nicht seine gehörige Klarheit gehabt, oder sie doch wieder verloren hat, und nun doch als ein volles erscheinen soll, oder weil andere sich unwillkührlich daran heften und es modifiziren, als

die Anfänge der Phantasie (produktive Einbildungskraft) zu betrachten hat.

Bei der unvollkommenen Aufmerksamkeit des Kindes müssen trotz der ungeschwächten Sinne tausend Eindrücke unbestimmt bleiben, tausend Verwechselungen und Vermischungen gleich ursprünglich vorkommen, und noch häufig bei der Reproduktion im Gedächtnisse eintreten, wodurch denn auch eine Verwirrung unter den Bildern hervorgebracht wird, welche die einmal aufgeregte Seelenkraft zu entwerfen nicht umhin kann.

Je mehr diese im Kinde erstarkt, desto geneigter wird es, sich die Arbeit des Beobachtens und Denkens bequem zu machen und nach Laune mit den Bildern zu spielen, wie es zwecklos mit seinen Fingern und den sinnlichen Dingen spielt; kurz: es phantasirt, um sich zu beschäftigen.

Stoff ist in Masse in der Seele des Kindes vorhanden, an Dingen in der Umgebung ist so wenig Mangel, daß ihre Menge, ihre immer bewegliche und wechselnde Fülle selbst zu halbem Hinschauen und Hinhorchen auffordert.

Das Nichtgesehene und Nichtgehörte daran wird nun sogleich durch früher Gesehenes und früher Gehörtes ersetzt, und ein Spiel der Phantasie ist fertig.

Dieses unterhält das Kind um so mehr, als es selber dabei sich weit freithätiger fühlt, als beim wirklichen Aufmerken, welches freilich ein Akt der

Freithätigkeit ist, dem aber sodann die Eindrücke aufgenöthiget werden, während es sie beim Phantasiren sich selber erzeugt.

So ist die Linie, welche die Spiele der Seele von dem wahrhaften Empfangen und Ordnen der Vorstellungen scheidet, durchaus nicht scharf zu ziehen. Eines überschreitet unaufhörlich in das Gebiet des andern, und die alte Beobachtung ist auch theoretisch erklärt und gerechtfertigt, daß Kinder keineswegs jedesmal lügen, wenn sie die Unwahrheit sagen.

Sie sagen, was ihnen vor der Seele steht. Ob dies objektiv wahr außer ihnen existirt, oder vielleicht halb nur in ihren Gedanken; dies wissen sie selber nicht immer, kümmern sich auch meistens wenig darum.

Daraus folgt übrigens nichts weniger, als daß man die Kinder soll nach Herzenslust Unwahrheiten sagen lassen; sondern vielmehr, daß dieser Punkt die genaueste Aufmerksamkeit in der Erziehung erfordert.

Denn die Lüge, die nicht, wie jedes wahrgesprochene Wort die Brust befreit, scheint der eigentliche faule Fleck in der Natur des Menschen zu sein, und der Ursprung alles Bösen.

Gewöhnlich sagen Mütter, Wärterinnen, Frau Basen zur Rechten und Frau Basen zur Linken bei Unarten zu dem Kinde: „Gelt? das hast du nicht gethan," — „das hat der garstige Hund gethan? u. s. w. —

Der Kleine hört dieses und fühlt dabei, daß er dem Tadel oder der Strafe entgehen könnte, wenn er nachspräche, und in der That, er steht auch nicht lange an, es nachzusprechen. Man lacht über ihn, der es so gut gemacht; er seinerseits aber wird aufmerksam auf diese Wahrscheinlichkeits Theorie und wiederholt sich die Gelegenheit dazu oft und vielmals — so ist der Lügner fertig.

Versteht man unter Spielen eine Thätigkeit ohne andern Zweck, als den, sich zu beschäftigen, sich thätig zu fühlen, so kann man geradezu sagen, das Kind thut gar nichts anderes als *spielen*.

Alle seine Thätigkeit, seine ganze Beschäftigung ist Spiel. Es betrachtet die Dinge und sucht sie zu unterscheiden, mit Einem Wort, es bildet seine Begriffe, um sich zu beschäftigen und darin seiner Kraft bewußt zu werden, wie es greift, betastet, wegwirft, eines mit dem andern vertauscht, wie es die Beine rührt, bis es gehen und springen kann.

Und da der Mensch von vornherein und durchaus mehr für den Geist als Leib geschaffen ist (das ist eben sein Unterschied vom Thiere), so wird das Kind sich auch seiner geistigen Kraftübung mit mehr Behagen bewußt, als selbst der sinnlichen: es kann *gewissermaßen* eher ohne Wechsel der sinnlichen Umgebung existiren, als ohne Wechsel der Vorstellungen.

So lange diese nur wie Spiegelbilder von außen einfallen, geht beides mit einander; aber

sobald Gedächtniß, Phantasie und Beurtheilung hinlänglich entwickelt sind, um für sich allein ohne die unmittelbare sinnliche Gegenwart der Dinge ihre Arbeit fortzusetzen, kann das Kind alles in einem gewissen Grade eher entbehren, als Beschäftigung der Seele.

Die Langeweile, die Leere der Seele wird ihm, da sie dem einmal erwachten Triebe zur Thätigkeit zuwider ist, zur unerträglichen Pein.

Sobald das Kind nicht mehr blos vegetirt, müssen ihm die Erwachsenen durch Vorzeigen, Bewegen, Plaudern u. s. w. Vorstellungen geben, um es zu unterhalten. Wie das Kind mehr in den Besitz seines Körpers und eines gewissen Fonds von Vorstellungen kommt, fängt es an das Umherliegende zu betasten, zu werfen u. s. w., kurz die Veränderungen selbst hervorzubringen, die erfordert werden, um es zu beschäftigen. Und wie es sich endlich in einem wenn auch noch so kleinen Ideenkreise anfängt als Herr zu fühlen, so findet es in ihm seine liebste Beschäftigung und das kräftigste, nie fehlende Gegenmittel gegen die Langeweile.

Die Dinge umher sind eben der Phantasie nur der Anstoß.

Trotz der Neugierde, mit welcher das Kind nach allem fragt, ist es doch sehr unbekümmert, um das eigentliche Wesen, den wahren Werth und Gebrauch der Dinge. Es fragt tausendmal, ohne nur die Antwort abzuwarten, oder darauf zu achten, denn ein neuer

Gegenstand hat eine andere Reihe von Vorstellungen in ihm in Bewegung gesetzt.

Das Kind fühlt so seine ganze Seele thätig, die Langeweile ist nicht zu fürchten und sein Zweck ist erreicht.

Aber blos Sinnliches, wobei die Phantasie gar nichts thäte, würde es nur die kürzeste Zeit, nur Augenblicke zu fesseln vermögen. Ein Beweis davon ist, daß es, wie der erste Hunger vorbei ist, mitten unter dem Essen aufmerksam fragt, dies oder jenes haben will, und sogar sein liebes Essen von Zeit zu Zeit darüber eine Weile vergißt.

Aber wenn das Kind auf dem Schooße der Mutter sitzt — auf der heiligen Insel, wo es weder der trübe Gram, noch die Sorge findet — oder im Abenddämmer an der Seite des Vaters und erzählen hört (vom fünften Jahre an ist es bei der Erzählung Aug und Ohr) wie einmal der oder jener König war, welcher so sonderbare Dinge erlebte, oder von den Kindern, denen es in der weiten Fremde so kurios erging, da braucht es nicht einmal eine Bewegung seiner Füße und Hände; es kann Stundenlang auf Essen und Trinken und Schlaf vergessen, um sich in die neue Welt zu versenken.

Immer und immer wieder fragt das Kind darnach, und läßt sich das Bekannte, oft Gehörte mit immer neuer Lust wiederholen.

Wie ein ächter Dichter Alles unter den Händen zur Poesie macht, ist jedes Kind ein ächter Dichter.

Ihm ist nichts unbedeutend, nichts losgetrennt

von seinem geistigen Leben. An jeden Gegenstand, eine Nadel, einen Fingerhut, einen Stock, eine Peitsche, knüpft es die Fäden seiner Dichtergabe an; es schneidet sich Pfeifen aus jedem Rohre, um mit dem Sprichworte zu reden.

Das Kind weiß beim Spiele aus Allem Alles zu machen; es hat nämlich eine solche Fülle der Natur in sich selbst, daß es nur eine äußere Veranlassung zu haben braucht, z. E. einen Stock, um sogleich zu Pferde zu steigen, ein wenig Sand und einige Steinchen, um Paläste und Städte zu erbauen. So machen die kleinen Mädchen das nächste beste Holz zum Wickelkinde und tragen es liebkosend auf dem Arm herum.

Für das Kind ist denn also seiner Natur nach nur solches Spielwerk um so ergötzlicher und zweckmäßiger, wenn es von ihm selber aufgefunden oder zurecht gemacht wird, und wenn es dem, was es vorstellt, so wenig gleicht, als Don Quixote's Barbierbecken dem Helme Mambrin's, damit die Phantasie um so mehr hinzuthun muß. Diese lächelt dem Kinde heiter zu; dadurch versetzt es sich auch anfänglich in Lagen, nachher geschieht es wohl, daß es Begebenheiten dichtet: so erzählt es vom Steckenpferde, das es hinausgeschlagen, von der Puppe, mit der es gesprochen und sie verstanden habe; denn es findet außer sich so wenig etwas Lebloses, als an sich, daher es sein Fühlen und Denken, sein Thun und Lassen, mit Einem Worte, seine ganze Seele, als Weltseele, in alle Dinge versetzt.

Diese den Kindern eigenthümliche Belebung alles Leblosen gibt wohl einen Grund, warum man ihnen verwehren muß, etwas Unbelebtes feindlich zu behandeln.

Uebrigens will sich die Phantasie des Kindes auch in äußern Produktionen abdrücken, und schreitet von roher Nachbildung zu künstlicherer Erfindung fort: erst kritzelt es mit Kreide, Bleistift, sodann zeichnet es in Umrissen, baut Häuser, legt Gärten an, u. s. w.

Eines der Lieblingsspiele der Kinder ist, den Erwachsenen nachzuahmen, da Mimik schon frühzeitig in ihrer Natur liegt. Eben so sind ihnen dramatische Unterhaltungen natürlich. Die weiblichen Kinder führen sie mit ihren Puppen, kleinen Küchen u. dgl. und in Person auf, während die männlichen kriegerische Dinge, Aufzüge u. s. w. in dem besten Humor nachmachen.

Das Kind spielt am liebsten mit Kindern, da es in ihnen unmittelbar seines Gleichen findet. Sie blicken gewöhnlich, wofern sie sich noch nicht kennen, in den ersten Momenten des Zusammentreffens einander mißtrauisch an, aber bald sinkt die Scheidewand ihres Befremdens und der holde Genius der Geselligkeit erscheint unter dem Jubel des Spiels, so daß der gegenseitige Zauber sich hier am besten entfaltet, da das Geringste ihnen eine herzliche, innige Freude machen kann.

Doch währt nicht lange die Eintracht; denn jedes Kind will nur seinen Willen behaupten, das Beste haben, den ersten Platz einnehmen und das andere

schulen und meistern. Somit geht denn das Spiel auseinander, indem stets der Schwächere den Kürzern zieht. Aber nur kurze Zeit dauern die Zwistigkeiten der Kinder. Geschieht es wohl, daß sie auf's Neue zusammentreffen, so lernen sie gegenseitig die Ueberlegenheit und die Kraft des einen oder des andern fühlen, so daß jedes bei der Wahl des Spiels und der Rolle, die es übernehmen soll, seinen Willen dem des Stärkern oder Klügern, als des eigentlichen Tonangebers, oder der Mehrheit gern unterwirft und sich fügt, um nicht geneckt oder ganz und gar davon ausgeschlossen zu werden.

Es ist viel an Kindern zu beobachten, wenn sie Spiele spielen. — In der That gehört es zu den Verkehrtheiten, die Spiele der Kinder als eine unnütze Unterhaltung, blos als etwas Kleinliches anzusehen.

Wir Kinder der Erde spielen immer, nur anders und anders — und wie oft wird bis zu dem letzten Buchstaben unseres Daseins mit uns gespielt!

Das Spiel des Kindes, da es noch nicht das Vermögen hat, sogenannte reele Zwecke zu verfolgen, ist eine Sinnenlust, wobei zum Theil das Geistige die Oberhand hat, zum Theil aber auch die üppige Kraft schaffend hervortritt. Es überspringt daher die Schranken der Wirklichkeit, indem es sich unter seinen Spielsachen etwas anderes vorstellt, als sie in der That sind, oder sich in ein ganz fremdes Verhältniß träumt, so ebenfalls gewinnt es an Kräften, indem es sich abmüht, einen erdichteten Zweck zu erreichen, es erwacht

in ihm aber auch das Bewußtsein seiner Kraft, sobald es etwas zu Stande gebracht, und die Freude hierüber muß seiner innern Regsamkeit zum Sporn werden.

Beim Spielen weit mehr, als beim Denken treten die Geschlechtsunterschiede auseinander.

Instinktmäßig greift sowohl das männliche, als das weibliche Kind nach dem, was künftig sein Leben auszufüllen bestimmt ist. Die größere Stärke und Kraft in jenem erklärt es nicht allein, daß es andere Dinge zum Spiele wählt, als dieses. Nähme man ihm sein Spielzeug, und gäbe man ihm blos Töpfe und Puppen; es wird damit etwas anderes anfangen als die Schwester. Und hätte diese zur Unterhaltung nichts als die Soldaten, das Steckenpferd und den Säbel des Bruders, ihre ganze Phantasie würde, damit sich beschäftigend, eine von der Phantasie des Bruders sehr abweichende Richtung nehmen. Es ist eben der Instinkt der eigendsten Lebensbestimmung, der jedem Flügelschlag der kindlichen Phantasie seinen eigenthümlichen Weg zeigt.

Könnte man in die Seelen der Kinder hineinsehen, wenn sie gemeinschaftlich und mit gleicher Lust einem Mährchen lauschen, man würde die gleiche Verschiedenheit der Geschlechter in dem auf ganz abweichende Punkte gerichteten Interesse, man möchte sagen, in der ganzen Physiognomie der Bilder, wieder erkennen, die bei den erzählenden Worten in ihrem Innersten aufsteigen.

Durch das so eben Gesagte sind wir ganz natür-

lich auf das Gefühl geleitet worden, welches, die Neigungen bestimmend, von der Phantasie unterstützt, den bleibenden Charakter vorbereitet, wie er sich freilich erst im gereiften Alter vollkommen ausspricht.

Wie aus dem Gemeingefühle nach und nach die einzelnen Sinne auftauchen, welche der Seele die Eindrücke von der Außenwelt zuführen, so daß sie durch das Gedächtniß den Denkoperationen ihren Stoff geben, sie begleiten und tragen: so ist das moralische Gefühl der aus der innersten Tiefe der Seele sprudelnde Quell, welcher, in verschiedenen Neigungen ausströmend, und von der Phantasie, der er selber die Richtung anweis't, beschleunigt, sich wieder in dem gemeinsamen Becken sammelt, worin der Wille die verschiedenen Bäche und Strömungen der Seele endlich zusammenhält.

Nur nach und nach scheidet sich im Bewußtsein Inneres und Aeußeres, später noch Seele und Leib, die im Säugling noch Eins zu sein schienen.

Die Seele sebst tritt zuerst als Selbstgefühl hervor, und nachdem sie schon in mancherlei Vermögen thätig gewesen, scheidet sich wieder das Mitgefühl für anderes aus.

Damit also fängt das moralische Leben an, dessen höchste Vollendung in den seltenen Fällen eintritt, wo nämlich das egoistische Selbstgefühl im theilnehmenden Mitgefühl für Andere vollständig aufgeht.

Die Entwickelungsstufen sind hier, wie bei den übrigen Fähigkeiten und Vermögen der Seele nur im

Allgemeinen an gewisse Altersstufen und überhaupt an eine gewisse Folge gebunden. Aber im concreten Falle fließen sie beständig in einander über, und bei mehreren Individuen sind die Unterschiede höchst bedeutend.

Die erste Spur der Sympathie möchte im Lächeln zu finden sein.

Denn schon beim Säugling bemerkt man, daß er einem freundlich liebevollen Gesicht lächelnd entgegen sieht.

Eine Spur des der wohlwollenden Sympathie sich entgegen stellenden Egoismus ist der Neid eines Säuglings, welcher den andern von der Brust seiner Ernährerin verdrängen möchte. Diese Empfindung ist natürlich nicht mit der Begierde nach dem Genuß eines Gesehenen zu verwechseln.

Das behagliche Wohlbefinden im Arm und in der Atmosphäre der Mutter steigert sich nach und nach zu einer Art Liebe für dieselbe.

In dem Innersten ihres Herzens wurde dem Kinde ein überfließend Maß besorgter Liebe bereitet, wie die Quelle süßduftender Nahrung in ihren Brüsten.

An ihrem Herzen und aus ihrem Herzen lehrt sie das Kind Liebe, wie sie es mit ihrer Milch nährt, wie sie es pflegt und wartet, wie sie ihm die ersten Anschauungen gewährt, in ihm die ersten Begriffe erregt, wie sie es gehen und sprechen lehrt. Indem so die Mutter wirkt, weckt und belebt sie in dem Kinde ihres Herzens Liebe — und empfängt zugleich von ihm wiederum Liebe.

Diese wird denn auch immer entschiedener, und dehnt sich allmählig über den Vater, die Geschwister und über mehrere Personen und Dinge aus.

So weit etwa ist das Kind in der früher besprochenen Lebensperiode gekommen, und wir glauben mit diesen wenigen Zeilen das erst hier andeuten zu müssen, um die Gemüthsseite desselben in Einem Bilde, so viel als möglich, überblicken zu lassen.

Noch nicht mit dem Verstande aufgefaßte, aber instinktmäßig gefühlte Dankbarkeit ist die erste Quelle der Liebe, die das Kind den Eltern zuwendet, oder denjenigen, welche um dasselbe sich aufhalten und sich mit ihm beschäftigen.

Seine natürlichen Gesellschafter sind besonders die Kinder; denn die sind seines Gleichen, zu denen fühlt es sich am mächtigsten hingezogen, wären sie auch nicht im Stande, ihm so viel Unterhaltung zu verschaffen, als die Erwachsenen.

Es gründet sich dieses auf das Nothwendigste aller Naturgesetze, auf die Nothwendigkeit, sich selbst in demjenigen zu lieben, das ihm am ähnlichsten ist.

Dann kommen die Thiere hinzu. Ihre Beweglichkeit macht dem Kinde Vergnügen, und zugleich fühlt es ihnen gegenüber seine Macht; behandelt sie als seine Untergebenen, tyrannisirt sie wohl, ohne natürlich selbst einen eigentlichen Begriff davon zu haben, und die Thiere ihrerseits lassen sich das Unglaubliche von dem Kinde gefallen.

Die Neigung des Kindes, welche so lange nur

den Gegenständen des leiblichen Bedürfnisses und dem sinnlichen Genuße des Gaumens und der Augen zugewandt war, wirft sich zugleich auf das, was dem geistigen Bedürfnisse entgegen kommt, die Seele zu beschäftigen, die Leere und die Langeweile von ihr abzuhalten.

Die Spielereien werden geliebt, das Spielzeug, die Spielgenossen, welche dem Kinde im Anfange wohl auch nichts mehr sein mögen, als ein lebendiges Spielzeug, bis endlich ein eigentlicher Verkehr mit ihnen stattfindet, wo demnach im Conflicte der Kräfte, indem sie sich ihre Spiele bestimmen und sie selbst erfinden, die Rollen austheilen, jedes Kind eine übernehmen muß und sie auch gern übernimmt, ein höherer Cursus der geistigen Erwerbschule angeht.

Aus Neigung und Lust an Beschäftigung entwickelt sich der Nachahmungstrieb, der instinktmäßig gewissermaßen schon in so fern als angeboren betrachtet werden kann, als die linke Hand unwillkührlich die Bewegung der rechten begleitet, und mit Interesse gesehene Veränderungen der Physiognomie und Bewegung unwillkührlich nachgeahmt werden.

Ist die Seele einmal so weit, so findet sie sich schon in einem dicht gewobenen Gespinnste, wo unzählige Fäden, hin und wieder laufend, die Wahl herausfordern, diesem oder jenem zu folgen, und von den übrigen sich wenigstens zeitweilig abzuwenden. Es hat nämlich somit eine fast ununterbrochene Kette von Uebungen im Sichentscheiden unter mancherlei

Neigungen und Abneigungen begonnen, eine fortgesetzte Reihe der Uebungen von Willkühr, welche dem künftigen bewußten Wollen vorarbeiten, und deren Art und Weise für den einstigen Charakter von wahrhaft unermeßlichem Einfluße ist.

Sobald das Kind Ich sagt, steht es als bewußte Person (wenn auch noch so schwächlich und dem Instinkte gehorchend) anderen Personen gegenüber.

Die ganze Scenerie der Lebenskomödie ist gegeben, und der kleine Schauspieler übernimmt eine ganz bestimmte Rolle, welche den aufmerksamen Beobachter über den Charakter nicht lange im Zweifel lassen kann.

Egoismus und selbstvergessenes Mitgefühl, mit andern Worten, das Gute und Böse ist ohne eigentliches Selbstbewußtsein vorhanden.

Von dieser Zeit an sieht man, welches Kind mehr das Sinnliche will, und welches mehr mit ganzer Seele bei den Spielen seiner Phantasie, bei Erzählungen, Versuchen mit seinen Spielsachen, die wohl schon Experimente heißen dürfen, dabei ist.

Man sieht ferner, welches Kind schadenfroh fortfährt, wenn das Thier, mit dem es spielt, leidet, und welches erschrocken aufhört, wenn es diese Bemerkung macht, und das leidende zu begütigen trachtet. Eben so sieht man, welches Kind immer bereit ist, seiner Mutter, seinen Geschwistern oder einem lieben Spielgefährten etwas von seinen erhaltenen

Süßigkeiten mitzutheilen, und welches sogar seine Spielsachen neidisch vor jeder fremden Berührung bewahrt wissen will. Man wird endlich sehen, welches Kind sanft und nachgiebig, welches sich trotzig, eigensinnig, oder heftig und zornig erweist, welches im Zorn das Entgegenstehende nur abwehren will, welches den Feind vertilgen möchte, welches nach im Zorn zugefügter Kränkung zu begütigen trachtet, und welches den Groll nachträgt u. s. w.

Der ganze Mensch ist schon im Kleinen vorhanden, lange ehe er mit verständigem Bewußtsein fähig ist, in seinem Thun und seinem Lassen zwischen dem Guten und Bösen, zwischen dem Recht und Unrecht zu wählen.

Frühzeitig schon entfaltet sich das Gemüth des Kindes unter der bildenden Hand der Mutter, des Vaters u. s. w. in seiner äußern Form als Sitte, in seinem innern Wesen als Sittlichkeit.

Der Beifall oder die Mißbilligung derselben gibt ihm den Maßstab, woran es instinktmäßig sein Thun und Lassen abmißt.

Auf diese Weise lernt das Kind um desto mehr Recht von Unrecht unterscheiden, je mehr es zum Selbstbewußtsein kommt, und man kann es dann nie mehr in Zorn bringen, als wenn man ihm Unrecht thut.

Eben so verletzt Beschimpfung oder Bestrafung, besonders wenn sie hart ist oder im Angesichte Anderer vollzogen wird, das Ehrgefühl des Kindes.

Wie Mancher, der als Kind das Unglück hatte, der Sündenbock für Andere sein zu müssen, ist dadurch in seinem Innern zerknickt worden oder wohl gar in den Abgrund des Verderbens gesunken! — Dies ist gewiß der Beherzigung aller Guten und Edlen werth.

Der Geschlechtsunterschied tritt hier ein, und modifizirt alle die eben genannten Aeußerungen des Gemüths, welche aber dessenohngeachtet wesentlich dieselben bleiben.

Die Sympathie, als Freude an einem Andern, ist das erste moralische Gefühl; die ihr entgegenstehende Antipathie, abgesehen von Furcht und Scheu, möchte ganz kleinen Kindern wohl überhaupt fremd sein.

Zu der ersten genügt der Instinkt, welcher jedes Geschöpf zu seines Gleichen hinzieht.

Die zweite setzt schon mannigfache Erfahrung, getäuschte Erwartungen voraus, abgewiesene oder gar zurückgestoßene Beweise von Liebe und Entgegenkommen, Kränkungen u. s. w.

Dann erregt die Freude am Genuß und Spiel die Begierde nach manchen Dingen dergestalt, daß der kleine Mensch sie immer zum Genuß, zur angenehmen Beschäftigung bereit finden, mit Einem Worte, daß er sie haben und besitzen möchte.

Zuletzt erst kommt die Freude an der Anerkennung Anderer, das Verlangen und das thätige Bestreben, es Andern gleich zu thun, ja von ihnen ausgezeichnet zu werden.

Zugleich mit der immer fortdauernden Liebe zur

sinnlichen Lust, zum Besitze und der Ehrbegierde wird durch die schon entwickeltere Denkkraft die Begierde nach immer neuer geistiger Beschäftigung angeregt. Somit wird die Neugierde wach gehalten, diese Mutter der Erfahrung und Klugheit, von welcher der Dichter so schön singt:

„Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht."

Unermüdet fragt denn also das Kind nach allem und jedem, dem Kleinsten, wie dem Größten, nach dem, was es fassen kann, wie nach dem, was über die Fassungskraft der Meisten, ja der ganzen Menschheit hinausliegt; gerade wie es früher auf dem Arm seiner Wärterin eben so unbefangen nach dem Monde langte, wie nach dem Finger einer vorgehaltenen Hand.

In der That, die Fragen eines Kindes sind oft vor lauter Einfalt spitzfindig, in denen mitunter große Weisheit der Natur verborgen steckt.

Der Nachahmungstrieb ist ein mächtiger Hebel im Kinde. Was es die Erwachsenen thun sieht, will es nachmachen.

Bei der geringen Ausbildung der kindlichen Seele

hat das Beispiel (welches das ganze Leben hindurch aller Lehre und Theorie spottet) eine fast geradezu unwiderstehliche Wirkung, und gibt es der Ehrbegierde die gehörige Richtung, so wird es zum Leben lang fortwirkenden Segen, wie im entgegengesetzten Falle zum Fluche, der fortzeugend Böses muß gebären.

Doch dies gilt freilich nicht allein vom Nachahmungstrieb, sondern im gleichen Grade auch von der Ehrbegierde selbst, und der Begierde überhaupt, die nichts Anderes ist, als die wirklich gewordene Neigung, die, groß genährt und erstarkt, zur wahren Leidenschaft werden kann.

Es ist daher eine heilige Pflicht, in Gegenwart des Kindes, sobald es einmal angefangen hat, auf alles zu achten, sich mit aller jener Vorsicht zu benehmen, damit keine Geberde, kein Wort, keine Handlung die Bildung seines weichen Herzens durch schädliche Eindrücke verunstalte. Der Bug, den die Seele früh annimmt, wächst mit ihr und bleibt unaustilglich.

Gutes Beispiel ist dem Kinde eben so nothwendig, wie reine Luft seinen Lungen.

Und was das Beispiel anregt und weckt, wird durch die Gewohnheit unterhalten und genährt, durch die Gewohnheit, die als ein Gedächtniß des Gefühls ihre Macht immer und überall gewaltig ausübt, so daß sie zur andern Natur wird, ja diese oft sogar überwiegt.

Auch regen sich schon die religiösen Gefühle im Kinde. Das schauerliche Dunkel der Nacht macht ihm Furcht vor etwas Nichtgewußtem, Nichtgeahntem.

Diese Furcht, durch die Nähe der Eltern in einer sternenhellen Nacht zu leisem Schauer gemildert, stimmt auch die Kinderseele religiös, daß sie empfänglich wird für die Erzählungen von einem himmlischen Vater, der sich liebevoll erweis't gegen seine Geschöpfe, und das Kind lauscht den heiligen Geschichten noch mit einem andern Interesse, als den Mährchen von Riesen und Rittern, den vier Haimonskindern und den verzauberten Königinnen.

Das Gefühl der Abhängigkeit von den Eltern und die Dankbarkeit lassen dem Kinde bald den Gehorsam als Pflicht einleuchten. Dieses Gefühl der Pflicht, angeknüpft an die Erzählungen von Gott, mehr braucht es nicht, um alle Elemente der Religion in dem Kinde aufzuregen und unauslöschlich zu machen.

Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande an die Liebe, die Vater, Mutter heißt, ist das Kind mit jeder heiligen Fessel gekettet an die Liebe, die Gott ist. So dienen ihm die Eltern zum sinnlichen Unterpfand des unsichtbaren Vaters aller Menschen.

Mit diesem Aufwachen des religiösen Bewußtseins sind nun die Keime der Menschheit nach und nach alle aufgegangen in dem Gemüthe des Kindes, und ist es nur von Natur gut geartet und nicht ganz und gar durch die Erziehung verdorben, so gilt nun von ihm der so tief aus der menschlichen Natur heraufgeholte Spruch:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Dritte Entwickelungsperiode.

Die Seelenkraft des Kindes, zu einem gewissen Grade der Entwickelung gelangt, zeigt ihre erhöhte Thätigkeit nach mehreren Seiten hin.

So ein Wendepunkt war z. B. die Zeit des Sprechenlernens. Ein solcher tritt um das siebente Jahr herum ein, wo die Sprachfertigkeit, freilich in dem Ideenkreise des Kindes eingeschränkt, vollkommen ausgebildet ist, und die Töne sowohl der Melodie, als dem Rhythmus nach so lebendig aufgefaßt werden, daß schon Versuche im Gesang beginnen.

Wo die Begierden, sich schon als Neigungen aussprechend, die Kraft des Willens hervorbrechen lassen, die sich an der Freude der Anstrengung kund gibt, da tritt auch die Zeit des Lernens ein.

Der Knabe ist solchemnach in die Schule eingetreten.

Die Zeit des unbefangenen, scheinbar zwecklosen Spielens ist in so fern vorbei, als nun auch die Forderung einer bestimmten Arbeit des Geistes an ihn gestellt wird. Von jetzt an wird das Lernen immer mehr und mehr Hauptsache, und das Spielen nur mehr Nebensache.

Ist jedoch das erste Lernen aus dem Spiel der Kräfte entstanden, aus der Neugier, dem Nachahmungstrieb u. s. w., so muß es natürlich, wenn es nicht das kindliche Alter abstoßen soll, selbst vorerst

als eine Art von Spiel erscheinen, bis sich die Neugierde zur Freude am objektiven Wissen erhebt, und die Kraft, welche beim Spielen das Wegschaffen von Hindernissen selbst als eine Unterhaltung trieb, endlich an einer gewissen Anstrengung des Lernens Genuß findet.

So muß das erste Lernen, ohne jedoch dem Kinde nach jener philanthropischen Methode die in Zucker gebackenen Buchstaben und Ziffern einverleiben zu wollen, ein vergnügliches Spiel sein, in welches der Ernst nur allmählig eintreten darf, soll das Lernen für die Dauer Vergnügen gewähren und eine vielseitige Bildung vermitteln.

Das Geistige im Kinde ist als eine zarte Knospe zu behandeln, welche zwar der milden Wärme, keineswegs aber der glühenden Hitze des pädagogischen Treibhauses ausgesetzt werden darf.

Natürlich und nothwendig ist und bleibt also der stufenweise Unterricht, der den wachsenden Kräften und Fähigkeiten allerdings die Wage hält.

Die frühzeitige Reflexion erstickt jeden höhern Seelenkeim, ehe er sich zur vollen Kraft entfalten kann. Will nun also der Erziehungsphilosoph bei seinen Zöglingen nicht den naturgemäßen Gang der Geistesbildung ruhig abwarten, sondern, im Sprunge vorwärts schreitend, die Früchte der jungen Saat alsbald auch ernten; so kann es wohl leicht dahin kommen, daß er nur flache Alltagsmenschen drechselt, den Götterfunken Genie auslöscht und um die rege Gemüths-

kraft vollends bringt. — Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre, desto schlimmer, wenn er sich alsdann noch mit Methode brüstet, und den zarten Schößling systematisch zu Grunde richtet.

Beschäftigungstrieb und Neugier gestalten sich im Knaben allmählig zu thätiger Wißbegierde. Aber diese eben so sehr, als das lebhafter erwachende Ehrgefühl reizen ihn den Erwachsenen nachzustreben; es fühlt sich daher der schon ältere Knabe tief verletzt, wenn er für unverständig gehalten oder als Kind behandelt wird.

Vom Sprechen gelangt er zunächst zum Lesen und Schreiben, als dem Aufnehmen und eigenen Bilden von Sprachzeichen zu einem ausgebreitetern geistigern Verkehre.

Durch das Lesen der Bücher, in welche eine Welt von Vorstellungen und Begriffen und Phantasien gebannt ist, erhält nun für den Knaben die äußere Welt einen innerlichen, die innere einen äußerlichen Spiegel, und sein Gedächtniß den bestimmten Anhaltspunkt.

Das Gedächtniß ist denn auch in dieser Periode die charakteristische Seelenkraft, gleich geschickt, den übrigen weniger entwickelten Geistesvermögen das sich Orientiren in dem Vorhandenen zu erleichtern, als für die Zeit höherer Reife Stoff zu sammeln.

War bei dem Kinde die Sinnenthätigkeit überwiegend, die Seele mehr auf die Außenwelt und den Schein der Dinge gerichtet; so tritt im fortschreitenden Knabenalter allmählig die Uebermacht der äußer-

lichen Sinne zurück, und der innerliche Sinn wird desto lebendiger und kräftiger.

Sobald der Knabe die Dinge, welche ihn umringen, zu unterscheiden und zu benennen gelernt hat, ist in seinem Kopfe eine aus der wirklich ihn umgebenden Welt abgezogene Welt von Begriffen entstanden. Diese haben durch den Namen festen Bestand genommen; er kann auf das freieste mit ihnen gebahren, weit freier als mit den Dingen selber, weil jene ihm immer und überall zu Gebote stehen.

Nachdem früher der Verstand vor allem bemüht war, in der ungeformten Masse der Eindrücke und Gegenstände Aehnliches aufzusuchen, um Anhaltspunkte zu gewinnen, geht er nun daran, mehr und mehr das Unterscheidende zu sondern.

In eben dem Gesagten zeigt sich der große Unterschied der Geschlechter unverkennbar.

Das schmiegsamere, dem Gegenwärtigen hingegebene Mädchen zeigt sich gelehriger, als der trotzigere, wohl auch phantastischere Knabe, der überhaupt schwer faßt, weil er bestimmt ist, gründlicher zu sein, und weiter fortzuschreiten im Wissen.

Das Mädchen ist im Ganzen genommen mehr neugierig, der Knabe hingegen wißbegierig. Was ihm aber nicht gelingt, wozu er keine Liebe, kein Talent in sich spürt, wirft er widerwillig von sich.

Wenn das Mädchen die Belehrung unbefangen auf Treu und Glauben hinnimmt, so wird der Knabe ohne einige Einsicht in das Wie und Warum, in

eine Art von Beweis, sich nicht leicht beruhigen. Dies mag ein Wink für den Erzieher sein, den Zöglingen nicht zu gestatten, ihre Lektionen gedankenlos wie einen Rosenkranz herunter zu plappern.

Der Knabe lebt sich täglich mehr in die Welt der Begriffsvorstellungen hinein, während das Mädchen nicht aufhört, sich eine Klasse von Gegenständen, nicht sowohl als Klasse zu denken, als vielmehr sich begnügt, sie nur in jedem Einzelding wieder zu finden.

Es sieht immer nur Einzelnes, und denkt sich das Allgemeine selbst als ein Individuelles, während im Knaben die Eigenschaft sich zeigt, selbst das Individuelle vielmehr als ein Beispiel des Allgemeinen anzuschauen.

Das Mädchen denkt, indem es unmittelbar einzelne Dinge vergleicht, und es abstrahirt nur, indem es Individuen als eine Art Abdruck des Allgemeinen betrachtet. Die Sache mit Einem Worte zu sagen: es denkt durch sein Gefühl.

Der Knabe beobachtet selten so genau in der Wirklichkeit; er schaut auf das Allgemeine und nimmt das wirkliche Ding im Denken als ein Exempel des Allgemeinen.

Die Klugheit ist in der Regel bei dem Mädchen früher und in höherm Grade vorhanden, als beim Knaben; es hat auch viel mehr Takt für Ordnung und Schicklichkeit.

Eben so darf man mit Recht behaupten, daß

jenes im Ganzen genommen einen Schnellblick, dieser dagegen einen Forschblick erlangt.

So denkt zwar das Mädchen über die Dinge, aber es mag nicht denken über sein eigenes Denken. Alle Abstraktionen sind ihm zuwider, außer den ganz formellen, wo der Inhalt gar nichts weiter ist, als ein Allem und Jedem eingeprägtes Verhältniß, wie das z. B. bei Zahlen der Fall ist. Rechnen wird es vielleicht lieber und besser, als der Knabe (wie es auch gelehriger für's Kopfrechnen ist); denn hier ist kein Inhalt in abstrakter Form zu fassen, sondern blos die Form als solche zu beherrschen, und das ist ihm eine Art von Spiel, so lange es leicht bleibt, wo mehr gefordert wird, da scheut es auch zurück.

Sollen nicht nur die Dinge als bestimmte Zahlen behandelt, sondern die Zahlen überhaupt als Größen betrachtet werden, wie in der Algebra, da langweilt sich ein Mädchen und fühlt einen unwiderstehlichen Abscheu, während dem heranwachsenden Knaben das eigentliche Rechnen vielleicht langweilig vorkommt, und er sich erst recht dafür interessirt, wo es in seiner Allgemeinheit, die individuelle Bestimmtheit aufgebend, zur Algebra wird. Wie bei diesen Gegenständen, wie in der Geometrie, so geht es, nur nicht so in die Augen springend, in allen andern Dingen auch.

Es versteht sich wohl von selbst, daß alles, was da eben berührt worden und noch zu berühren ist, im Lauf und Verfolg dieser Periode bald

mehr für eine frühere, bald mehr für eine spätere Zeit derselben paßt.

Im Umgang mit einander bemerkt man in dieser Periode vielmehr ein sich Abstoßen, als Anziehen der Geschlechter. Der kräftige, muthwillige, kecke Knabe verachtet beinahe als schwach das schamhafte, sanfte, nachgiebige Mädchen, welches wieder nur ungern seine rücksichtslose Rohheit duldet, und ihn eher flieht, als aufsucht.

Verbirgt das Mädchen in holder Scham doch selbst vor dem eigenen Vater sein Inneres, welches sich mit vollem Vertrauen nur dem Mutterherzen öffnet!

Auch im Spiel zeigt sich der Gegensatz der Geschlechter. Das Mädchen ist erst die Mutter seiner Puppe, dann Hauswirthin, eine Dame.

Der Knabe ist Soldat, Reiter, er befiehlt, selbst seine Spielgenossen müssen ihm nachgeben, oder es setzt Streit. Es ist die Natur, welche ihn treibt, ohne sein Wissen seine Kräfte im Ballschlagen, Ringen, Wettrennen gegen einen andern zu versuchen. Zwei solche Streiter glauben, wenn sie in wilder Begierde toben, sie spielen unter einander, in der That aber spielt die Natur mit beiden, daß ihre Kräfte angespornt und durch Uebung genährt und gesättiget werden.

Unter Erwachsenen ist der Knabe scheu, weil er ihnen so weit nachsteht, und weil er vor Ehrbegierde brennt, ihnen gleich zu sein; gegen Frauen aber, weil

er fühlt, daß hier Rücksichten gefordert werden, welche seiner Natur fremd sind.

Das spätere Knabenalter hindurch hat die Phantasie ihren romantischen Zauberstab und ist die Königin, welcher mehr oder minder die ganze Seele dient.

So lange das Kind nur sinnlich befriedigt und später unterhalten sein will, so lange vom Höhern kaum eine Spur da ist, ist auch der Sinn für das Schöne noch unerweckt, als wäre er nicht vorhanden.

Aber wie die Liebe einzelne Personen und Dinge ausscheidet; wie die Seele mit Bevorzugung lieber bei der einen als bei der andern Erinnerung verweilt, die sich daran knüpft; wie die Phantasie sich bei einem Stock ein Pferd zu denken angefangen, und bei einer Puppe ein Kind oder gar eine Mutter; wie das Kind angefangen sich auf eine besondere Weise für etwas zu interessiren, so wacht auch der Schönheitssinn nach und nach auf.

Das Kind will nun nicht mehr blos spielen, um keine Langeweile zu haben, es will auch etwas verschönern und zieren. Und wie nichts Lebendiges mehr vergeht, so vergeht auch der Geschmack oder Schönheitssinn nicht mehr, wo er einmal erwacht ist. Bis zu welchem Grade und in Bezug auf welche Gegenstände dieser herangebildet werde, hängt wieder von der eigenen Natur des Kindes und den Umständen ab.

Harmlos also ist der erste kurze Traum des Lebens — die Kindheit.

So lange das Kind gesund ist, denkt es an den

Tod schon gar nicht, und wenn es ja einmal daran denkt, so macht dies auf sein Gefühl nur einen oberflächlichen Eindruck. Das Kind kennt überhaupt keine Gefahr. Die Unkunde derselben macht es sogar unbesonnen, und eben darum hat ihm die Natur in unausweichlichen oder wohl auch selbst veranlaßten Unannehmlichkeiten zu einem lieben Gefährten und sichern Tröster den holden Leichtsinn mitgegeben, um heilsam geschwind die Spuren des schmerzlichen Uebels zu tilgen, sobald es nur vorübergeht.

„Mit schnell verlöschten Zügen schreiben sich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne."

Ueber den Moment des Verdrusses hebt das Kind der nächste Moment hinweg; es kann nicht lange trauern, und Dank sei es dem Himmel, daß es das nicht kann. Was es aber zunächst fürchtet, ist der Schmerz. Heitere Freude nur ist sein Element, sie ist der Sonnenblick und die Sonnenwärme, welche in ihm alle Kräfte hervorlocken hilft — und werfen nicht die Kinderfreuden ein magisches Licht noch auf das höhere Alter?

Die Natur hat dem Kinde den glücklichen Frohsinn gegeben, als Pathengeschenk, und zwar zur Grundlage alles moralischen Lebens, und Tage, die wie die Gegenstände seines Verlangens — nur lachende Spielwerke, das Farbenspiel der Seifenblase sind.

Wo der Frohsinn dem Kinde fehlt, da fehlt ihm vieles, vermuthlich auch die Gesundheit, und ist sein Inneres dadurch getrübt und geschwärzt; so

werden in eben dieser Verdüsterung seiner Seele die Teufel ausgebrütet, von welchen es in der Folge in allem seinen Thun und Lassen, in seinen Worten und seinem Wesen besessen wird.

Die Kindheit ist ein träumendes Leben in der Gegenwart, für das Kind ist daher auch Alles im Entstehen, im Erblühen — eine Schöpfung von gestern, und nie trübt sein offenes heiteres Auge ein Blick in das Wolkenzelt der Zeit.

Schluß.

Wir beschließen hiermit diese wenigen Bogen. Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf den durchlaufenen Weg.

Ein vernünftiges, moralisch freies Wesen soll der Mensch werden; denn darauf hat es die Natur bei ihm angelegt.

Die geistige und moralische Kraft desselben entwickelt sich nur stufenweise. Von instinktartiger Empfindung geht der Mensch aus, von dunklen Gefühlen gelangt er nach und nach zum klaren Selbstbewußtsein, zum deutlichen Erkennen und Wissen; instinktartige Triebe erheben sich allmählig in ihm bis zum reinen Willen, welcher der Vernunft — dem Dokumente des Himmels — entspricht.

So wird denn auch dem Kinde sein Dasein offenbar, nachdem ihm die Innerlichkeit seiner Welt aus der Aeußerlichkeit seiner Sinne, und mit der fortschreitenden Entfaltung des psychischen Lebens auch die Lust an dem eigenen Sein und Wirken aufgegangen ist.

Wir haben nun das Seelenleben in seiner Entwickelung bis zu dem Punkte verfolgt, wo der Knabe und das Mädchen in eine neue und ernste Epoche übergehen, um auf ihrem weitern Lebensgang sich dem Ziel der Reife zu nähern, welchem nun all' ihre Kräfte, all' ihre Blüthen entgegendrängen.

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.